



Inhalt: Ein Schneesturm auf der Hochlandsbahn, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Das Unglück, eine Millionärin zu sein. (Schluß). — Das Licht und der Ton. — Ein indischer Dichter. — Die florentinischen Stroharbeiten, von J. Loewenberg. — Der Salon einer barmherzigen Schwester. — Die mikroskopischen Wälder, von H. Beta. — Die Insel, von S. Augustin. — Im Hofengarten (mit Illustration). — Das Hochzeitslied, von Karl Neumann-Strela. — Erlauchte Freunde der Kartoffel, von Dr. Schütze-Hausdorf. — Die Norma. — Die Mode, von Veronika v. G. — Offizielle Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Das Arbeits-Nachweisungsbüreau. — Modenbild nebst Beschreibung. — Dreißtägige Charade. — Auflösungen der Homonyme und Räthsel: Sprung-Aufgabe Seite 360. — Correspondenz.

Ein Schneesturm auf der Hochlandsbahn.

Keine schönere Eisenbahn in der Welt, als diejenige, welche den Süden Schottlands mit dem Norden verbindet, und quer durch den Gürtel der Grampians geht, welche wie ein Thor von Granit vor den Hochlanden stehen. Durch liebliche Thäler windet sich die Schienenstraße, mit flüsterndem Laubwalde zu beiden Seiten, dem Laufe munterer, rauschender Gewässer folgend, durch üppige Garten- und Wiesenlandschaft, mit hier und da einem trautheimlich gelegenen Dorfe unter Ulmen, einem freundlichen Landstädtchen, dessen Straßen und Dächer von Reinlichkeit und Friede glänzen. Zuweilen auch erscheint, aus dem Duff austauchend und in den Duff wieder verschwindend, vor den Augen des Reisenden einer jener stattlichen Parks, in welchem, weithin von altschwerwürdigen Bäumen umgeben, das Schloß des Besitzers steht: ein Gebäude, das einer Festung gleicht, und in früheren Jahrhunderten wol auch eine Festung gewesen ist, jetzt aber, mit allem Comfort der Gegenwart ausgestattet, den friedlicheren Zwecken dient, ein Sommer- und Herbstaufenthalt zu sein für den Lord, die Lady und zahlreiche Familie, welche einen Theil des Winters und den ganzen Frühling fern in Englands Hauptstadt, in einem der Paläste von Belgravia, unter dem Nebelhimmel von London zu verbringen pflegen. Welch ein Wechsel von dort zu hier! Hier weht eine wundersame, süße

und balsamische Luft. Man glaubt schon den Duff der Erika, jenen Geruch der tageweit einsamen Berg- und Haidevilbniß darin zu unterscheiden; die Singvögel bevölkern die Wäldungen des Hains, durch die dunkeln Baumhallen glänzen die silbernen Streifen der Bäche und Seen, ein goldgrüner Wiesenteppich breitet sich aus vor dem marmornen Weiß der Schloßterrasse und Veranda — dem schönsten Idyll der Dichter gleichen diese fürstlichen Domainen im schottischen Niederland, von Edinburgh bis Stirling. Aber bei Perth ändert sich die Scenerie: wir betreten das schottische Hochland. Jener Hochlandsduft von Haidekraut und Erdgeruch wird plötzlich stärker: wir athmen ihn wie eine andere, herbe Luft, in der wir selber anders werden. Die Thäler verlieren ihren Wiesen-, die Bergwände ihren Waldschmuck. Nacht, groß und einsam ist das Hochland. So weit das Auge reicht, sind Felsen, über denen graue Wolken ziehen. Auch still ist es hier, bis auf das Rauschen zahlloser Gewässer, die von den Bergen herab durch steinerne Kessel ihren Weg zur Niederung oder zum Meere suchen; bis auf den Gesang einer Haideleerche, die traumverloren sich oben, in kaum noch erreichbarer Höhe wiegt. Hier hat die Welt plötzlich ihren Ton und ihre Farben geändert. Alles ist grau: der Himmel, das Gebirge, das Gewässer, die Thalschlucht, aus der es mit stetem Rauschen quillt. Alles ist einsam: auf Stundenweite sieht man nur hier und da eine einsame Hütte, oder ein einsames Schloß, oder einen einsamen Schäfer, der in den Plaid gehüllt, mit dem Wolfshunde

an seiner Seite, die Heerde treibt. Aber diese Monotonie, diese Einsamkeit hat Etwas in sich, was die Seele bewegt: sie ist so groß, so erhaben! Tagelang auf der weiten Reise, von Perth nach Inverness wird man nicht müde hinauszustarren in dies unbewegliche Bild von Fels und Wasser und Erde — die ganze Welt scheint zu Stein geworden, der flüchtige Sonnenstrahl, welcher zuweilen wie ein schmerzliches Lächeln über dieses tiefgefurchte steinerne Antlitz huscht, gleitet über die Seele des Wanderers, wie das Licht einer andern Welt, und der Bergwind, der vom Ben Nevis faust, singt ihm Heldenlieder aus verschollenen Tagen und treibt die Wolkenschichten vor sich her, wie Geister aus Ossian's Gedichten. Dies ist der Sommer im Hochland. Aber nun kommt der Winter. Furchtbare Schneemassen rollen von den Bergabhängen herab und stopfen das Thal. Ein unbewegliches Meer von Nebel und Eis und Schnee dehnt sich das schottische Moor aus — verloren hier und da ragen die Signalfangen hervor und begraben ellentief liegt die Hochlandseisenbahn. Wehe dem Zuge, der in eine solche unüberwindliche, unheilwende Masse sich verliert! Menschliche Hilfe ist hier nicht zu haben; und Menschenhände in der That würden auch zu schwach sein für das ungeheure Werk. Man hat daher für diesen Zweck und eigens für diese Bahn konstruirte gewaltige Wagen gebaut, die sogenannten „Schneepflüge“, welche, vor die Locomotive gespannt, die zuweilen haushohen Lawinen zu durchschneiden haben. Es ereignete



Ein Schneesturm auf der Hochlandsbahn.

sich zuletzt in dem harten Winter von 1864, daß etwa 150 Meilen Eisenbahn im Hochland unter Schnee standen. Die Passage schien hoffnungslos unterbrochen, die ganze Bahn gefährdet. Es war auf Dalwhinnie Moor, wo eine meilenbreite Mauer von Eis und Schnee zwischen Felsen quer über der Strecke stand. Da kam der Dampfzug und pflügte mit drei Maschinen und schleppte in vier Wagen noch 150 Arbeiter hinter sich her. Er that das grobe Werk, und that es gut: acht Fuß tief gehend legte er, mit rasender Geschwindigkeit, von 20—50 Meilen (englisch) in einer Stunde rein und wo er Luft gemacht, schaufelten die Arbeiter hinter ihm her. Zuweilen war er in Schnee- und Nebel- und Dampfswolken versunken, wie ein Schiff, das bei Sturm mit den Wellen kämpft; zuweilen kam er wieder glorreich heraus, die eiserne Brust triefend von Eis und Feuer. Es war ein gewaltiges Schauspiel: würdig des Schauspielers, auf dem es vorging. Drei Stunden links war Birnam Wald und drei Stunden rechts war Cambor Schloß; und durch diese Poesie der Vergangenheit ging die Poesie der Gegenwart — ein anderer Macbethzug mit Feuer und Heren, mit rauchendem Schlot und eisernem Tatzenhaken: die Locomotive der Hochlandsbahn!

[1724]

Julius Rodenberg.

Das Unglück, eine Millionärin zu sein.

(Schluß.)

Fünftes Kapitel.

Wenn ich vor dem Spiegel saß, und Euphemia meinen Kopf für irgend welche abendliche Festlichkeit schmückte, pflegte ich oft darüber nachzugrübeln, ob ich denn wirklich hübsch sei. Meinen eigenen Augen durfte ich nicht trauen — sie waren doch gewiß partiell, und von irgend Jemand sonst konnte ich kein aufrichtiges Urtheil erwarten. Wenn ich Euphemia fragte, brach sie in ein halbunterdrücktes, kammerzöfliches Gefächel aus und überschüttete mich darauf mit einem Durchscheinender von Schmeicheleien, die stets mit dem üblichen: „Nein, aber Fräulein!“ anfangen. Ich finde, eine Erbin hat mehr Grund um ihre äußere Erscheinung besorgt zu sein, als jede andere Frau; denn wenn sie hübsch ist, kann sie sich doch allenfalls noch einreden, man wähle sie um ihrer Person willen, während sie bei unvortheilhaftem Aussehen ja nahezu drauf schwören darf, ihr Geld und nur ihr Geld sei der Gegenstand von des falschen Ritters Anbetung. Gewiß — es lag mir daran an jenem Abend, als Prinz Debenthal erwartet wurde, hübsch zu erscheinen; ich hätte ja sonst eine Nonne sein müssen! Außerdem sollten wir uns im engsten Familienkreise begegnen: niemand als Herr und Frau von Buchenfels, ich und eben der zukünftige Gemahl. Im großen Birkel kann man noch eher einer allzugenauen Mustering entgehen; wenn aber nur vier Personen bei Tische sitzen, sind wir im Stande jeden Schatten an des Nachbarn Aussehen, Kleidung und Gesichtsausdruck zu erspähen. Der Prinz erschien, und nachdem wir Alle zusammen auf dem Balkon stehend eine Viertelstunde lang den schönen Untergang der Sonne bewundert hatten, gingen wir zur Tafel. Der Graf und die Gräfin hatten zu beiden Enden des Tisches Platz genommen; Se. Durchlaucht und ich saßen einander gegenüber. Die Alten sorgten für ein lebhaftes Gespräch, um so unser Schweigen zu verdecken, denn ich glaube, wir waren sehr einsilbig. Wußte ich doch, weshalb der Prinz gekommen war und nun fragte ich mich immer im Stillen, ob er wol vermuthete, daß ich's wisse? Er war wirklich ein sehr hübscher Cavalier, etwas über Mittelgröße, mit frischer offener Miene und ziellichem Bart. Zum Ervöthen schien er viel Anlage zu haben, doch lag dies vielleicht daran, daß ich ihm gegenüber saß. Sein Benehmen war natürlich sehr bescheiden, und sicherlich konnte ich ihn den angenehmsten Repräsentanten der hohen Aristokratie nennen, der mir noch vorgekommen.

Die Unterhaltung beschränkte sich auf äußerst gleichgiltige Gegenstände — unter Anderem sprach Graf Buchenfels auch von der diesjährigen Schnepfenjagd.

„Ich erhielt heute einen Brief,“ sagte der Prinz, „der mich über Schnepfen- wie über andere Jagd in etwas geringschätzigte Stimmung versetzt hat; lesen Sie nur, Graf Buchenfels. Mein Großvater hielt das Vornon vor die Augen und las uns die betreffende Stelle vor. „Ich hatte das Glück, dem alten Löwen eine Kugel in den Schädel zu jagen, während der Scheiß und sein Gefolge die Löwin überwältigten. Die Jungen gedenke ich mit heimgubringen und falls es Ev. Durchlaucht Vergnügen machen sollte, werde ich sie Ihnen gern abtreten.“

„Stellen Sie sich vor, meine Gnädige, welch ein kapitaler Spaß das für einen Jäger sein muß; Teldern ist zu beneiden.“

„Ist das Herr von Teldern, vom zweiten Dragoner-Regiment?“ fragte ich erköstend.

„Ja wol! Sie kennen ihn? Ein vortrefflicher Schütze — tollkühner Reiter und vor Allem ein guter Kamerad!“

„Wir kennen ihn nur ganz oberflächlich,“ sagte die Gräfin schnell, denn sie hatte mein Ervöthen bemerkt.

Wir Damen erhoben uns nun von der Tafel, und ließen die Herren auf kurze Zeit beim Weine zurück. Als wir im Wohnzimmer angelangt waren, küßte mich die Gräfin wiederholt, und küßerte empfindungsvoll: „Mein Kind, Deine Erregung nimmt mich nicht Wunder“ (für ein neunzehnjähriges Mädchen, das im Begriffe steht, die Erklärung eines Bewerbers entgegen zu nehmen, war ich in ungewöhnlich küßler Stimmung), „ich kann Deine Gefühle an den meinigen ermessen. Es wird bald vorüber sein, Luise“ (sie sprach, als ob es sich um einen auszugiehenden Zahn handle), „und es ist Alles aufs Beste angeordnet. Buchenfels wird in ungesuchter Weise das Zimmer verlassen, ich folge ihm darauf bald und werde Friedrich die strengste Odre geben, während der nächsten zwanzig Minuten Niemand den Eintritt zu gestatten.“

Die Herren kamen nun auch und jetzt fühlte ich doch etwas Bekommenheit, — vollends, als mein Großvater, mit einigen unklaren Redensarten über einen noch zu beendenden Brief gleich wieder hinausging. Die Gräfin brachte ein neu erschienenes, werthvolles Album herbei, das der Prinz, natürlich mit meinen begleitenden Erläuterungen, kennen lernen sollte und darauf verschwand auch sie. Ich wagte nicht aufzublicken, hörte auch nicht, als sie sich entfernte, und doch wußte ich, daß ich allein mit dem Manne war, der mich zu der Seiten zu machen wünschte. Ich fühlte mich schüchtern und besangen, — zweifelte nicht daran, der Prinz bemerke das tiefe Ervöthen, das mir von der Stirn bis auf die Schultern floß und keines Wortes mächtig, sah ich in starrer Verlegenheit auf eines der Bilder nieder.

„Das Bild scheint Sie sehr anzuziehen, Fräulein von Buchenfels,“ sagte der Prinz.

„Nein — ja — das heißt — ich bitte Ev. Durchlaucht um Verzeihung — ich dachte eben nur, wie gewohnt unserem Auge nun wieder die bauschigen Frauenkleider des achtzehnten Jahr-

hundreds sind — das Bild könnte beinahe auch eine Scene aus der Gegenwart darstellen.“

„Dhne Frage,“ entgegnete der Prinz. Dann fuhr er mit veränderter Miene und lebender Stimme fort: „Ich bemerke, gnädiges Fräulein, daß Herr und Frau von Buchenfels das Zimmer verlassen haben. Darf ich die Gelegenheit wahrnehmen um Ihnen ein paar Worte über einen Gegenstand zu sprechen, von welchem das Glück meiner Zukunft abhängt?“

Der arme junge Herr hatte sich dieser Phrasen mit außerordentlicher Geläufigkeit entledigt; ohne Zweifel war sie vorher auswendig gelernt. Bei der Fortsetzung seines Geständnisses strauchelte er aber sehr und mir ist wenig von seinen Worten im Gedächtniß geblieben; ich war selbst sehr erschreckt, und viel mehr geängstigt, als ich es erwartet hatte.

Von dem ersten Augenblicke an, daß ich Sie gesehen, habe ich Sie grenzenlos bewundert, Fräulein,“ sagte er ohngefähr — „fürchte, Sie halten mich für zu jung — ist ein Fehler, den ich mit jedem Jahre zu bessern denke, — ha ha ha! und ein Mann in meiner Stellung muß sich frühzeitig verheirathen, — nie sah ich eine Dame, die mich so angezogen und wenn Sie meine Bewerbung annehmen, Fräulein, werde ich Alles thun, um Sie zu einer glücklichen Frau zu machen.“

Er sah bei diesen Worten so bescheiden und doch so männlich aus, daß mein Herz gerührt wurde, und Thränen mir ins Auge traten. „Vielleicht liebt er mich wirklich,“ dachte ich. Dann sagte ich ihm, wie unerwartet sein Antrag mir komme — er müsse mich entschuldigen, wenn ich weder „Ja“ noch „Nein“ spräche — wir hätten einander mehr kennen zu lernen — in einiger Zeit vielleicht —

Alles dies nahm der Prinz offenbar für ein Jawort; er unterbrach meine aberflüchtigen Antworten mit einem ehrfurchtsvollen Handkuß und gleich darauf trat mein Großvater (vermuthlich hatte Friedrich das Zeichen gegeben) mit vollendet gespielter Ahnungslosigkeit schon wieder ein. Auch die Gräfin erschien, und als hänge ihre ganze Seele nur an Albumblättern, rief sie noch in der Thür lebhaft: „Prinz, hier bringe ich Ihnen auch noch die allerneuesten Lieferungen.“ Damit folgte ihr ein Diener mit einer großen Mappe, und damit endete die Bewerbungsfierlichkeit.

Sechstes Kapitel.

Seitdem sahen wir einander häufig und hatten uns in der näheren Bekanntschaft auch recht lieb gewonnen. Unsere Verlobung war seit Monaten schon veröffentlicht worden und die Saison nahte sich ihrem Ende. Adolf (ich nannte ihn nun beim Taufnamen) gedachte einen der jüngeren Prinzen des königlichen Hauses auf einer Reise zu begleiten und ich ging inzwischen mit meinen Großvätern auf das Gut eines in der Provinz lebenden Verwandten.

Wir waren hier nicht die ersten Gäste; vielmehr fanden wir schon einen kleinen Kreis heiterer Menschen versammelt, die so gut wie wir, sich im Frühlinge nach dem Lande gesehnt hatten. Als die Hausfrau uns mit dem Namen der übrigen Gäste bekannt machte, hörte ich nicht ohne Erregung den einer Frau von Teldern. Der Klang dieses Namens zitterte stets in meinem Herzen nach; ich machte mir darüber Vorwürfe und konnte es doch nicht ändern. Die stattliche gütige Matrone, welche ich diesesmal als die Trägerin desselben kennen lernte, war die Mutter jenes jungen Offiziers; daß der Zufall mich gerade mit dieser Frau zusammenführte, erschien mir bedeutsam, ich wußte selber nicht recht, weshalb

Man pflegte sich Morgens erst spät zu begrüßen, und meist war die Posttasche mit Briefen und frischen Nachrichten aus der Welt schon eingetroffen, wenn die Gesellschaft sich zum gemeinsamen Frühstücke zusammensand. Eines Vormittags, da ich eben die Treppe hinterließ, um mich nach dem Frühstückszimmer zu begeben, hörte ich die sonst so ruhige Hausfrau in sehr erregtem Tone mit einem der Diener reden: „Haben Sie die für Fräulein Luise angekommenen Briefe schon hinaufgetragen?“

„Nein, gnädige Frau!“

„So geben Sie sie her, schnell! — geben Sie — unter keiner Bedingung dürfen sie ihr jetzt in die Hände kommen!“

Was war denn geschehen? Im Frühstückszimmer fand ich die Gräfin in der Sophaede lebend und heftig weinend, während mein Großvater todtenblaß am Kamine stand und auf einen Brief starrte, den er in Händen hielt.

„Meine Liebe,“ rief mir unsere gütige Wirthin besorgt entgegen, „Sie thäten besser, die Herrschaften hier ein wenig allein zu lassen. Bitte,“ sagte sie, sich an Frau von Teldern, die ihr innig befreundet war, wendend, „führe Luise doch wieder auf ihr Zimmer, ich will indeffen für die Gräfin sorgen.“

Frau von Teldern zog mich mit liebevoller Gewalt wieder nach oben; ich war in furchtbarer Aufregung. „Sagen Sie mir, verehrte Frau,“ bat ich, als wir auf meinem Zimmer angelangt waren, „sagen Sie mir nur, was ist geschehen?“

„Ich weiß es wirklich nicht, Fräulein,“ erwiderte die Dame, „ich kam nur einen Augenblick vor Ihnen, und fand die Gräfin schon in dem Zustande, in welchem Sie sie angetroffen haben.“

„Eines ihrer Kinder ist sicherlich krank oder todt. O, bitte, fragen Sie in meinem Namen, denn ich muß, ich muß es wissen, theure Frau von Teldern.“

Sie ging hinaus; erst jetzt fiel mir's ein, daß ich nicht zuerst an Adolf gedacht; ich schämte mich dessen beinahe: „Vielleicht hat sich irgend ein schrecklicher Unfall zugetragen.“

„Es handelt sich weder um Tod noch Krankheit,“ sagte Frau von Teldern, als sie nun wiederkam.

„O, Dank, Dank dem Himmel!“ rief ich.

„Für Sie selbst indeffen,“ so sagt man mir, „sind die Nachrichten schlimmer noch, als die gefürchteten.“

„Schlimmer als diese? Was Schlimmeres kann es denn noch geben?“

„Fräulein von Buchenfels — Ihre beiden Oheime —“

„Nun? was ist mit ihnen?“

„... nahmen im verfloffenen Jahre einen Theilnehmer in ihr Banquiergeschäft.“

„Und?“

„Dieser Mann — o mein liebes, theures Fräulein — dieser Mann hat sie zu äußerst gewagten Speculationen überredet; sie verloren große Summen, hofften dann den Bankrott mit Ihren Geldern decken zu können, und haben damit auch Sie fast um Ihr ganzes Vermögen gebracht.“

„Ist das Alles? Gott sei Dank!“ Weiter konnte ich nichts sagen. Die Spannung, die Angst waren so groß gewesen — ich brach in Thränen aus.

Siebtentes Kapitel.

Der Prinz von Debenthal (ich muß aufhören, ihn Adolf zu nennen) schrieb mir einen sehr schönen, ehrenhaften Brief, in

welchem er sagte, daß kein äußerer Glückswechsel ihn bestimmen werde, die von ihm gethane Erklärung zurückzuziehen; ich glaubte indessen einen kalten und gezwungenen Ton zwischen den Zeilen zu lesen und erwiderte ihm deshalb gerade heraus, daß wir Besseres thäten, uns zu trennen, wenn er nicht gewiß sei, mich um meiner selbst willen lieben zu können. Darauf trat ein Dritter, ein Freund des Prinzen, unterhandelnd dazwischen, er wechselte mit der Gräfin eine Menge Briefe, und zu meiner großen Befriedigung war die Auflösung unserer Verlobung das Resultat derselben. Aber ach — ich vermag meinen inneren Jubel nicht zu schildern, als ich mich nun in bequemer Armuth sah! Nachdem der Bankrott geordnet war, erhielt ich etwa dreitausend Thaler und die Aussicht auf eine zweite Summe von gleichem Betrage. Sehr vergnügt und selbständig setzte ich mich, um meine Oheimen zu besuchen, in eine gewöhnliche Droschke. Ich fand die alten Herren sehr verändert; Sorgen und das nagende Gewissen hatten sie zu gebückten Greisen gemacht, und sie empfingen mich, als wäre ich ein Gespenst.

„Onkel Karl — Onkel David,“ sagte ich herzlich, „ich komme um Euch zu danken.“

Sie erwiderten meine Anrede nur mit stummer Verwunderung.

„Euch zu danken, weil Ihr mich von meinem Vermögen befreit habt. Zu einer reichen Frau bin ich nun einmal nicht gemacht. Diese Million war eine Dual für mich. Jetzt bin ich erträglich arm, aber sehr glücklich.“

„Ich glaube, sie hielten mich für verrückt; endlich wagte Onkel Karl zu reden.“

„Du erinnerst Dich jenes Buchhalters, der Dich vor sechs Jahren auf einem Spaziergange begleitete, Luise?“

„Natürlich! ich habe ihn Euch später ja aufs Wärmste empfohlen.“

„Ach ja, das thatest Du,“ seufzte der Onkel, „mein Gedächtniß ist so angegriffen! Nun, durch eben diesen Buchhalter sind wir ruiniert worden. Er war, was die Leute einen unternehmernden Kopf nennen; wir ließen ihn als Theilnehmer eintreten und —“

„Und dafür hat er uns Alle ins Elend gebracht,“ ergänzte Onkel David.

„Was mich anbetrifft,“ sagte ich, „so verzeihe ich Herrn Lange von Herzen gern. Aber gestatten Sie mir eine Frage: hat er seine Braut heimgeführt?“

„Ja wol, und die Neigung dieser Frau zu Ruß und verschwenderischem Leben hat ihn zuerst in solche Speculationen getrieben.“

„Es ist doch sehr schwer, das Gute an rechter Stelle zu thun,“ murmelte ich.

Und nun das Ende. Onkel Karl und David sind wieder auf den Füßen; ihr kleines Geschäft gewährt den zwei alten Junggesellen so viel Arbeit und Ertrag, als sie brauchen. Herr Lange ist in Amerika. Ich selbst entdeckte in dem fortgesetzten näheren Verkehr mit Frau von Teldern ein beglückendes Geheimniß; das Herz ihres Sohnes hatte sich auch mir in Liebe zugewendet; da er aber um eine Millionärin zu werben nicht gewagt, hatte er versucht, seinem Schmerze zu entfliehen und war für einige Zeit auf Reisen, zuerst nach Algier, gegangen. Was ich in Erwiderung dessen Frau von Teldern vertrauen zu dürfen glaubte, brauche ich wol nicht zu erzählen. Es war von so ermutigender Art, daß Herr von Teldern, bei seiner Rückkehr, nun selbst mit mir redete, und seitdem haben wir unsere Schicksale zu einem verbunden und sahen noch kein glücklicheres Paar, als wir es sind. [1710]

Das Licht und der Ton.

Von sinniger Tiefe, von sinniger Schönheit gibt sich das Wort, mit dem die Schöpfungsgeschichte anhebt: „Der Herr sprach, es werde Licht, und es ward Licht.“

Die Finsterniß und die Eintönigkeit — siehe da, die Nacht und der Tod! Licht und Klang — siehe da, der Tag und das Leben!

Auf dem Tonleben und auf dem Lichtleben beruht die Möglichkeit der menschlichen Existenz. Der Ton und das Licht sind Leben und gebären mit dem Leben die Lebensfreude und die Lebenslust.

Nacht und Morgen, Licht und Dunkel, die Klanglosigkeit und die Tonfülle, das Schweigen und das Sprechen der Natur — wie viel Gegenätze fassen sich in diesem einen Gegensatz zusammen!

Nun will es Abend werden. Ave Maria haben sie längst gekläutet. Ihren schwarzen Mantel breitet die Nacht über die Welt. Die letzte Lampe ist erloschen, und die Finsterniß wird zur Grabesnacht. Denkt euch einsam wachend inmitten der Finsterniß, aufstehend vielleicht aus einem Traume. Alle Lebensfähigkeit ist erstickt unter dem nächtlichen Vabruch ... kein Licht, kein Ton ... Stille ringsum und Schweigen und Dunkel. Wie ein Abgrund des Nichts, in dem das Sein aufhört, gähnen uns die Rißlosigkeit und das Schweigen an, und ein Schauergefühl beschleicht das Herz. Wie der Sehnerv, wie das Ohr sich auch anspannen, nicht der leiseste Lichtschimmer will sich entdecken, kein Ton in der schweigenden Oede der Nacht sich vernehmen lassen. Nichts sehen und nichts hören wir, uns wird peinlich zu Muthe, bebrütend und beängstigend, trostlos, grauenhaft wird und wirkt das lichtlose Schweigen der Nacht. Horch, ein Ticken der Uhr oder der Schlag einer fernen Glocke, das Wellen eines Hundes oder das Gesehrei des Hahnes! Harmonie und Wonne blüht jetzt dem nervös gereizten Ohre der Ton, unerträglich sonst für feiner organisirte Nerven, dieser scharf prickelnde Ton der Uhr dieses heilere Krähen des Hahns! Denn der Ton ist Leben, der Ton reizt uns aus dem Nichts und der Verlassenheit. Wir sind nicht mehr allein, nicht mehr umgeben von dem Schweigen des Todes.

Nun will es Morgen werden. Die Nacht ist vorüber. Mond und Sterne erbleichen. Vom Osten her dämmert der erste graue Schein. Die Gärten, die Lichtgärten, häßlichen, widrigen Thiere, bergen sich in ihre Schlupfwinkel und die lichtfrohen Vögel erwachen. Durch die ganze Natur gehen Unruhe und Aufregung. Ein Drängen, ein Sehnen nach Dem, was da kommen soll, gibt sich kund. Die Blumen erschließen sich, die des Nachts ihre Kelche geschlossen hatten. Selbst der Wind scheint nicht mehr schlummern zu können. Er rauscht von Kühle der Wärme entgegen. Menschen, Thiere, Pflanzen — alle sind Lichtgeschöpfe, alle grüßen das Licht mit instinktivem Wohlgefallen. Schön ist das kommende Licht, und mit dem kommenden Lichte regt sich die Fülle der Töne. Alles freut sich des Lichtes und vor ihm, vor dem Sonnigen, Heitern, Klaren fliehen die Angst, das Häßliche, das Traurige. Sonnig und sanft bricht das Licht, unter dem Zauchen der Schöpfung, das Tages- und Lebenslicht in das Reich der Finsterniß. Aus ist es mit dem Bann der erstarreten Lebenslosigkeit, gelöst der Fluch der Stummheit. Zur erneuten, zur erhöhten Lebensfreude fühlt das All sich geweckt:

Es lebet und freuet sich
Was da athmet im rothgen Licht.

Nebmt jetzt den Wald und sein Licht- und Tonmeer, das im Geäst und Gezweig der Bäume emporragt. Moose und Flechten, Farrenkräuter und Schlingpflanzen decken die Erde. Gelber Ginster blüht am Boden. Siegreich bringt der Sonne Strahl in den Dom des Kiefernwaldes, in seine geheimnißvollen Baumhallen. Welche Lichtschattirungen, welche Tinten, welche Lichtreflexe! Schurrgerade, wie Schiffsmasten, schraegen die Stämme empor, röhlichbraune Fichten und silbergraue Tannen. Die Meere sind uralt und ehrwürdig. Moos rankt sich um die Wurzeln, rankt sich um den Stamm. Eidechsen schlüpfen, Schlangen rasseln in dem Moose hin und her. Breiter breitet sich der Forst aus. Ein leiser Windstoß fegt durch das Krauschen der Baumwipfel. Wir bemerken den veränderten Charakter, den der Wald bei weiterem Vordringen zeigt. Die Haidefläche hat sich in fetteres Erdreich, in Moorgrund der Sand gewandelt, die Bodenwelle hat sich zu Rissen und Schluchten gesenkt, deren Wände Schlehborn und Haselnuß hinabklettern. Anhöhen, von altergrauen Eichen umkränzt, neben denen schlauke Erlen und Buchen und Ebereschen und Ulmen ihr Gezweig breiten, und Schluchten, in deren Tiefe ein Bach rieselt und plätschert, oder wuchernde Binsen und Moose einen trügerischen Bruch verdecken — das Alles gibt es hier.

Und wie nun das Lautwerden im Walde schilbern beim aufdämmernden Tageslicht, das Auf- und Niedervogeln der Töne und Klänge? Der Tonträger der Geschöpfe, das sensible Kind der Luft und Erde, der Vogel, in den Zweigen sitzend oder in dem Aether schwebend, schmettert sein Lied. In die Luft hebt sich sein Haupt, frei den Schall verbreitend. Da klopft der Specht und der Häher stößt seinen Schrei aus, es gurren und kollern die wilden Waldtauben, der Auerhahn balzt, Amsel, Drossel, Fink, Kirchwogel singen und schmettern — eine Flut von Tönen! Ach, es lacht das Herz, wenn lachender, goldener Sonnenschein und dieses Meer von Tönen durch das Düstere des Föhrendieds mit freundlichem Grusse brechen, und die Lichtstrahlen flimmernd und funkelnd sich auf die Seerose werfen, die ihre breiten Blätter auf den Teichen und Seen, den Mooren und Bächen schwimmen läßt, über welche Kibellen hinfliegen, schwirrende Käfer summen und Schmetterlinge in vollster Pracht vorüberflattern. Die Welt mit ihrem rastlosen Wimmeln, ihrer Cultur und Civilisation, mit ihren Städten, Fabriken, Eisenbahnen liegt Jahrhundert weit hinter uns, ein gewaltiges, räthselhaftes Naturleben umfängt uns, füllt das Herz mit Ahnungen, verfest uns in ein träumerisches Sinnen.

Wollt ihr andere Bilder? — Hier ist das Meer. Was wäre das Meer, wenn es nicht die Töne hätte und das Licht? Die ödeste Wüste, das grauenvollste Bild des Todes wäre das Meer, wäre es ohne Licht und ohne Klang. Das Meer! So weit das Auge reicht, das Meer! Von der Düne herab schweift das Auge auf die unendliche Wasserfläche. Die Salzflut hält Siesia. Kein Windhauch kränzelt den glatten Spiegel. Woge tanzt mit Woge, leise rauschend und zierlich, wie spielende Geschwister. Mit rhythmischem Gemurmel brechen sich die Wellen an dem Kies der Küste. Neue Wogen eilen zum Lande. Sie küssen das Land und sterben.

Horch, die Seufzer, die aus der Tiefe emporsteigen! Sind es die ruhelosen Seelen, die das wild empörte Meer in sein nasses Grab niederschlag? Oder seufzen die Meerfrauen in ihrem Krystallpalast, sich sehnd nach dem Licht der Erde, zuglühend im bebenden Verlangen den Menschen? Wer kann es wissen! Welches Lauschen verstände die Sirenenklänge der schlafenden See, die in Träumen ihre geheimnißvollen Märcen und Mysterien ausplaudert!

Glühende Sonnenstrahlen fengen auf den Wasserpiegel nieder. Der Wasserpiegel schillert und glitzert wie im Widerschein von Diamanten und Perlen. Welche Lichtschattirungen, welche Tinten, welche Lichtreflexe! Kein Segel in Sicht, nur in weitester Ferne am verschwundenen Horizont ein einzelner Punkt. Ein Fischerboot, denke ich. Guten Fang, ihr Leute!

Ein anderer Tag, und Sturm peitscht brandend die Meerflut. Am Meere Sturm! Mit wilden Ungeheuern rasen die Wasserwogen gegen die Wasserberge. Kraft bricht sich an Kraft. Höher reden gleich züngelnden Schlangen die Wellen die Hüpter, den weisen Gesicht die eine der anderen wie Gift zuschleudern. Am Himmel lagert graues Gewölk. Die Sonne hat sich versteckt, laut heult der Wind und fahle Blitze zucken durch die Luft. Kreisend flattern weiße Möwen über die rollende See. Woge, so scheint es, schaukelt die Wogel zu Woge.

Web' den Armen draußen auf offenem Meer! Das wird eine mannhafteste kühne Arbeit sein, die bei solchem Sturme das Steuer glücklich heimwärts lenkt. Gott mit euch, wadere Schiffer, die ihr unverzagt mit dem Einsatz des Lebens um das Leben würfelt!

Ja, liege nur auf deiner Düne, die du ausgewählt, hingelagert am Strande, und starr hinaus in das Meer, jundenlang, tagelang. Nimmer wird dein Ohr übersättigt werden von der Tonwelt des Meeres, von dem größesten aller Dratorien. Nun murmeln und plätschern die Wasser ... sie plaudern, singen und klingen, sie lachen, sie schallen, sie rauschen ... Das ist ein Falten und Steigen der langanrollenden Wellen, ein Heben und Senken, ein Grollen, Brausen, Branden, ein Tosen und Brüllen des im finstern Unmuth tiefschrauschenden Meeres.

Dazu die Richter des Meeres, seine Farben, seine Tinten!

Noch nicht genug der Bilder?

Herauf steigt eine milde, süde Maiennacht mit diamantnem Mondenschein. Am Firmamente glänzen die ewigen Lichter, das Heer der Sterne, zerstreut über den unermesslichen Raum. Von der dunklen Erde hinweg zieht und hebt den Menschen die Sehnsucht nach dem Licht, das ihn zugleich mit dem Troste erfüllt, daß die Nacht, das Schreckliche doch nicht ganz über uns hereingebrochen ist, daß es noch Licht und Lebensfreude gibt. Von dem dunkeln Jüdischen wenden wir uns hinauf zu dem himmlischen Trost, der aus der erhabenen Unendlichkeit leuchtet. Würgen sind die Sterne, daß es doch nicht ganz Nacht um uns, mit uns werden kann, wie im Schlafe hier, so nach dem Tode dort, lichte Vorboten diese ewigen Lichter einer Zukunft, deren ungekannte Schrecken den Sinn gefangen halten. Immer hat darum der Mensch, „der Schiffer auf dunklem Meer“, in Sehnsucht nach dem Trost der Sterne geschaut, immer ist die Sternennacht allen Völkern in allen Zeiten etwas Schönes und Heiliges gewesen.

Seine bleichen, weichen, zitternden Strahlen wirft der Mond im gedämpften Glanze auf die Erde. Dämmernd und nebelhaft tauchen die Schimmer und Schatteln über Himmel und Erde auf, um zu verschleien, zu verschwimmen, zu verzittern. Lichtreue und Dunkelgefühl kämpfen um den Vorrang. Durch die Seele tönt es wie ferne, sanfte Akkorde, durch die Seele ziehen zauberisch und feenhaft träumerische Gefühle, die wie die Schatten des Lichts leise durcheinanderfließen:

Füllst wieder Busch und Thal
Eilt mit Nebelglanz,
Losest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

[1707]

Ein indischer Dichter.

Unter den Blüten der orientalischen Poesie giebt es zwei, die herrlich und zart von einem Stamme entsprossen sind. In einer Zeit, wo unsere Literatur noch im Schooße der Zukunft ruhte, wo die der Griechen längst verfallen war und die Poesie der Römer erst langsam ihrer Vollendung entgegenreife — etwa hundert Jahre vor Christi Geburt, da hatte die Literatur eines anderen Volkes ihren Höhepunkt bereits erreicht. Wir meinen die Indier. Hier war Kunst und Wissenschaft, die sich in ihren Anfängen aus dem religiösen Kultus entwickelt hatten, von hochherzigen Fürsten gepflegt, rasch und herrlich emporgestiegen. Der bedeutendste Name aus dieser Zeit ist Kalidasa. Dieser Dichter hat sich durch zwei Werke unsterblich gemacht. Es sind zwei Schauspiele: „Der Ring der Sakuntala“ und „Urvasi“, von der allerfeinsten und zartesten Anlage, durchdrungen von dem Geiste des indischen Lebens und der indischen Götterlehre, erfüllt von glühender Kraft des Ausdrucks und oft von so zarten und schmachtenden Gefühlsergüssen, daß man unwillkürlich an die Romantik des Mittelalters erinnert wird. Und dennoch versehen sie uns in eine ganz andere Welt: wir sehen die Könige mit Pfeil und Bogen zu Wagen durch die Wälder schweifen, sehen die schön- und Himmelsjungfrauen des Lichtgottes Indra auf Erden wandeln und vernehmen den Kampf der Lichtgeister wider die Dämonen der Finsterniß. Es sind auch Scenen darunter, die uns, was Kraft und Wahrheit des Ausdrucks anbelangt, an ähnliche aus Shakespeares Dramen erinnern, ja in einem der Schauspiele sehen wir sogar einen Mann, einen Diener des Königs, der in vielen Punkten eine Aehnlichkeit mit dem lustigen, nimmerfatten Falstaff hat.

In beiden Schauspielen wird eine Liebe mit all ihrem Glück und all ihren Gefahren geschildert, bis zu endlicher Vereinigung der Liebenden.

Sie sind in zwei verschiedenen Sprachen abgefaßt. Läßt der Dichter überirdische Personen sprechen, so bebient er sich des uralten Sanskrit; die Sterblichen reden in der Volkssprache der Indier. Von mehreren Uebersetzungen ist die beste die von Lobebanz. Erst durch sie ist dem deutschen zartführenden Publikum ein wirkliches Verständnis und ein bleibender Genuß an diesen beiden unvergleichlichen Dichtungen eröffnet worden, die im Allgemeinen noch lange nicht so gelesen sind, wie sie es verdienen. Als sie in unserm Vaterlande bekannt wurden, erklärten sich so gleich die ersten Geister der damaligen Zeit auf das Entschiedenste für ihren hohen Werth, und Goethe schrieb in größter Begeisterung die Worte:

„Willst du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
„Willst du was reist und entküßt, willst du, was fättigt und nährt,
„Willst du den Himmel, die Erde mit einem Worte begreifen,
„Nenn' ich, Sakuntala, dich, und dann ist Alles gesagt!“

H. M.

[1721]

Die florentinischen Stroharbeiten.

Schon die früchtependende Ceres hat sich mit „goldenen Aehren“ und „blauen Granen“ geschmückt. Aber auch das Stroh der Cerealien, der Getreidearten, das Weizen-, Roggen-, Gerste-, Hafer- und Reisstroh ist schon früh in Gesechten und Geweben nicht bloß zu mannichfachen Geräthen, sondern auch zu Gegenständen der luxuriösesten Damentoilette, namentlich zu Hüten, verwendet worden.

Unter den spröden, brüchigen Halmen ist das italienische, namentlich das toscanische oder florentinische Stroh seit Jahrhunderten als das vorzüglichste Flechtstroh berühmt. Nur der Boden und das Klima Italiens, nur die ganz eigenthümliche Cultur erzeugt das feine, geschmeidige Material, welches zu den viel begehrtesten florentiner Hüten, Rappen, Arbeits- und Cigarrentaschen, Schuhen, zu Tressen und Schnüren verwendet wird. Das beste und meiste der Art gewinnt man im Anothale, um Florenz, Pisa, Siena, Campi, Mantua, Piacenza, Modena und einigen anderen Orten. Das Getreide, dessen Samen zur Pflanzung verwendet wird, ist eine Art Sommerweizen, bei dessen landwirthschaftlicher Cultur der Gewinn des Strohes die Hauptsache ist, während auf den Gewinn der Fruchtföhner verzichtet wird. Daher wird denn auch der Halm vor der Entwicklung des Kornes schon in der Höhe von 12 bis 15 Zoll mit der Wurzel ausgerissen. Es hat mit der Cultur dieses Strohes eine ähnliche Verwandtniß, wie mit der der Teltower Mädchen: sie ist auf einen bestimmten Boden beschränkt; auf jedem anderen entartet es trotz der sorgfältigsten Pflege. Schon in der Lombardei ist es nicht von gleicher Güte, wie im Toscanischen. Kein Wunder, wenn alle Anstrengungen in der Schweiz, Frankreich, England, in der Nähe von Wien und unter den Augen der landwirthschaftlichen Akademie in Tharandt florentinisches Flechtstroh zu gewinnen, bisher mißlungen sind. Niemals wird die Güte desselben, seine Feinheit, Weichheit und Elasticität, seine Farbe und sein Glanz erreicht. — Eine ganz besondere Sorgfalt erfordert das Trocknen, Bleichen und Sortiren der Halme gewöhnlich bis zu 12, nicht selten bis zu 20 Feinheitsnummern.

Die mühsamste und kunstvollste Arbeit zur Erzeugung von Strohhüten ist indeß das Flechten. Zunächst werden eine Anzahl Halme zu einem schmalen Bande zusammengeflochten. Je feiner das Band, desto mehr ist die Geduld und ein wohlgeübtes Auge erforderlich, weil nur sehr kurze Halmstücke, bei den feinsten Bändern von kaum 1/2 Zoll Länge, verwendet werden, da die Benutzung größerer Halmstücke durch ihre nach unten zunehmende Dicke das gleichartige Aussehen stören. Die Bänder erhalten nach der Zahl der Halme, ihrer Feinheit und Muster verschiedene Namen und Preise. In Italien werden gewöhnlich 13 Halme zu einem Bande verflochten, während man in Deutschland bei groben Gesechten nur 7, selbst nur 5 verwendet. Die Strohbänder werden, wie schon früher die Halme, von Neuem gebleicht oder geschwefelt und gepreßt, und, wenn nicht gleich zu Hüten verarbeitet, spiralförmig in Rollen von bestimmtem Maße zusammengelegt, oder auf Haspeln gewickelt.

Aus diesen Strohbändern werden endlich die vielbegehrtesten Hüte zusammengenäht und zwar unabänderlich in der ziemlich gleichen, wohlbekannten Form. Da indeß im Reiche der Mode keine conservativen Principien walten, da hier alle Stände dem Wechsel hulldigen, so ist es allüberall Sache der geschickten, kunstgeübten Hand der geistreichen Modistin überlassen, aus diesen Formen ihre phantastischen Schöpfungen zu modeln und mit Strohbändern, Strohstreffen, Strohschnüren, glatten und besetzten, mit Blumen, Aehren, Federn und Bägeln zu verschönern.

Der Vorzug der echten florentinischen Strohhüte besteht zunächst darin, daß sie von ungespaltenen Halmen geflochten sind, die eben deswegen überall gleichfarbig sind. Bei den unechten, aus gespaltenen Halmen gefertigten Gesechten ist es

unvermeidlich, daß die Flechte abwechselnd die äußere und die innere Strohseite zeigt, welche in Farbe und Aussehen von einander verschieden sind. Letztere können daher das gleichmäßig feine, elegante Aussehen und die Dauerhaftigkeit der ersteren nicht erreichen. Ein zweiter Vorzug des florentinischen Gesechtes besteht in der Art des Flechtens, indem die Strohbänder in ununterbrochener Fortsetzung zu einer ebenen Fläche verflochten werden. Bei den nicht-italienischen Strohhüten gestattet dies die Natur des Strohes nicht. Die Bänder müssen dahingegen mit vorstehenden Rändern übereinander genäht und auf diese Weise eine gerippte Oberfläche erzeugt werden. Bei den echten Florentinern wird der Rand jedes Strohbandes die Grundlinie des folgenden, so daß die Oberfläche des Hutes, sowohl am Kopfe als am Rande, ein ununterbrochenes zartgeschlungenes Muster zeigt.

Beilagenwerther als der Wechsel der Mode ist für die florentinischen Arbeiterinnen der des Erwerbes. Im Jahre 1818 waren an 40,000 Arbeiterinnen mit Strohflechten beschäftigt, bald wuchs die Zahl derselben auf 80,000. Anfänglich verdiente jede Arbeiterin 1 bis 1 1/2 Francs, manche hatten bei großer Ausdauer einen täglichen Verdienst von 2 1/2 Francs, und es war in vielen Gegenden ganz gebräuchlich, daß die Töchter des Hauses zur Versorgung der ländlichen Geschäfte Mädchen aus den höheren Gebirgsgegenden mieteten, um sich ausschließlich mit Strohflechten zu beschäftigen. Im Jahre 1822 waren 1 1/2 bis 6 1/2 Francs die täglichen Verdienste und ein Gut von der größten Vollendung kostete 300 bis 450 Francs an Arbeitslohn. Diese erstaunliche Höhe der Preise veranlaßte ausländische Speculanten, den Rohstoff aus Toscana zu beziehen, um die Arbeit im eigenen Lande machen zu lassen. Die nächste Folge war große Noth in den Bezirken, welche besonders von dieser Arbeit gelebt hatten, Bankerotte vieler Handelshäuser und Auswanderung der besten Arbeitskräfte. Nach dem Berichte über die Ausstellung in London im Jahre 1862 producirte Wien allein jährlich zwischen drei- und viermalhunderttausend, freilich ordinärer, Strohhüte, deren Werth weit über eine halbe Million Gulden betrug.

Schon glaubte man diesen Industriezweig auf immer für Toscana verloren, allein bald stellte sich heraus, daß er in fremden Ländern nicht festen Fuß fassen konnte, denn es war unmöglich, Arbeiter zu finden, welche den toscanischen gleich kamen. Das Jahr 1827 bezeichnete das Ende dieser entscheidenden Verhältnisse. Der Handel erhob sich mit neuer Kraft, man er fand neue Weisen, das Stroh mit Seide und Pferdehaar zu flechten und die geflochtenen Streifen anzuwenden. Zur Zeit der Wiederbelebung der Strohwarenfabrication verdiente die geschickteste Arbeiterin nur 3/4 Franc täglich und später nur 1/2 Franc. Seit 1840 ist es möglich, 1 1/2 Francs zu verdienen. Die Ausfuhr der Stroharbeiten nahm seitdem stets zu. Im Jahre 1855 wurden allein für 6,012,740 Francs an geflochtenen Streifen, 14,173,349 an Strohhüten, 137,308 an sonstigen Stroharbeiten, im Ganzen 20,323,397 Francs, von 1851 bis 1855 im Ganzen für 26,882,726 Francs Stroharbeiten exportirt. So führt dieser einzige scheinbar geringe Beschäftigungszweig dem kleinen ländlichen großen Reichthum zu, von dem leider für die armen Arbeiterinnen das Wenigste abfällt.

Unsern Leserinnen standhaften, entsetzungsstarken Herzens sei noch eine Thatsache unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit anvertraut. Im Jahre 1836 kaufte der toscanische Hof ein reizendes florentiner Hütchen im Preise von 840 Francs —! — und in demselben Jahre verfertigte Agnese Ranucci ein noch reizenderes aus Roggenstroh, das der Hof von Wien kaufte für 1176 Francs!!!

[1718]

A. Roewenberg.

Der Salon einer barmherzigen Schwester.

Auf einem der schlichten Grabsteine des Kirchhofs der Vorstadt St. Marceau in Paris befindet sich folgende Inschrift:

Schwester Rosalie,
von ihren dankbaren Freunden,
reichen wie armen.

Dies schöne Wort gilt einer Nonne, einer Verstorbenen, deren Name von hellem Klang noch in dem jetzigen Paris ist; er hat eine populäre Bedeutung in allen Kreisen der Gesellschaft, ein dankbares Andenken im Palais der Tuilerien, wie in den Wohnungen der Vorstadtarmen.

Wenn irgendetwas aus innerstem Herzensdrange in Wohlthun und Trösten die Aufgabe seines Lebens gesucht hat, so liebt ehrwürdige, allbeliebte Schwester Rosalie, deren weltlicher Name Johanna Marie Renbu war und die als Tochter eines wohlhabenden Landmanns zu Comfont, einem Dörfchen im Departement des Aines, am 8. September 1787 geboren wurde. Schon als Kind zeigte sie eine auffällige Neigung, in ungesuchter Art den Armen ihres Dorfes Trost und Unterstützung zu bringen. Zur Erziehung dem Ursulinerkloster zu Ger übergeben, legte sie einen so großen Eifer in religiösen Uebungen an den Tag, daß man sie als eine Novize hätte betrachten können. Auch beschloß sie, sich der Sorge für die Armen und Kranken zu widmen, und trat deshalb in das wiederhergestellte Kloster der Töchter des heiligen Vincenz von Paula zu Paris als Novize ein. Von überaus zarter Constitution, gewöhnte sie sich nur mit großer Mühe an die beschwerlichen Arbeiten, welche der Orden seinen Mitgliedern auferlegt; aber sie erzwang es durch ihren Feuereifer und galt bald als eine der tüchtigsten und verdienstvollsten Schwestern. Nicht mehr als siebzehn Jahre alt, wurde sie schon in eins der Zufluchtshäuser von Paris versetzt, von denen aus systematisch der Liebesdienst für die Kranken betrieben wird, und wenige Jahre später ward sie zur Superiorin des Asylhauses in der Straße de l'Espée de Bois, Quartier St. Marceau, ernannt, in dem sie bis zu ihrem Tode, am 7. Februar 1856, verblieb.

Dieses Asyl der Straße de l'Espée de Bois — wer in Paris kannte es nicht? Wer nicht die gute, kluge, unermüdbare Schwester Rosalie, die hier ihren Salon hielt — wenn nicht so glänzend wie der einer Bagration, einer ReCAMIER, so doch unstreitig nicht minder berühmt und in allen Kreisen der Gesellschaft mit Verehrung genannt? Dabin konnte ein Jeder gehen, der Trost suchte, Hilfe brauchte, Rath beburfte; dabin gingen Alle, die Mittel zur Linderung der Noth und des Glends aus echter Christenliebe den allerbesten Händen anvertrauen wollten. Sie, die Arzeneien speidete, Schule hielt, Kranke besuchte und Almosen vertheilte, war die Schutzpatronin ihres Viertels, eine Mutter für ganz Paris. Zu ihr kam der Arbeiter, der Beschäftigung suchte; der Vater, der einen ungerathenen Sohn hatte; die Mutter, deren Tochter auf falschen Wegen ging. Für alle Lagen des Lebens galt Schwester Rosalie, da sie noch jung war und bis in ihr spätestes Alter, als eine Vorsehung, die Hilfe oder wenigstens aufrichtenden Rath und Trost spendete. War es ein Wunder, daß man sie auf Händen trug, daß sie von Jung und Alt verehrt wurde, und daß, wenn beim Arbeiter alle Lebensschancen in den Tagen

der Revolutionen entseßelt waren, Schwester Rosalie mit einem Worte diese wilde Flut zu beruhigen vermochte? Vielen, vielen hat sie an solchen Tagen das Leben gerettet, Verfolger wie Verfolgte — ihr Haus war heilig, es war in Wirklichkeit für Alle, die sich dahin flüchteten, ein Asyl, heilig wie der Tempel der Besta bei den Römern. Ihr Ansehen war so groß, galt so allmächtig, daß man, namentlich unter Ludwig Philipp, ihre Fürsprache zur Erlangung von hohen Aemtern erbat, und Schwester Rosalie, die niemals die wahre Aufgabe ihres Lebens vergaß, mußte die Bittenden erst daran erinnern, daß sie weder Minister noch Hofmann sei.

Aber der Name dieser einfachen frommen Schwester galt doch in ganz Frankreich als Garvegarde, öffnete alle Thüren und drang selbst in die Ministerconseils ein. Sie hatte Vertraute bei allen industriellen Unternehmungen, bei Eisenbahnen und öffentlichen Behörden, wo ihre Empfehlung dem Schützling sogleich einen Platz eröffnete; alle Bischöfe Frankreichs beieferten sich, ihren Bitten zu entsprechen; die Advocaten vertheidigten die Armen umsonst, wenn sie es wünschte; die Aerzte verlangten Nichts und entwickelten doch den höchsten Eifer für die Armen, wenn Schwester Rosalie sie ihnen empfahlen. Selbst in der Armee war ihr Ansehen so bedeutend, daß die Offiziere sich ihr gern gefällig zu zeigen suchten.

Und die Machthaber selbst suchten der Schwester Rosalie auf alle Weise die Achtung zu bezugen, die sie wegen ihrer tiefgefehlten und doch so geräuschlosen Thätigkeit verdiente. Karl X. stellte ihr beträchtliche Summen zur Verfügung; Königin Marie Amalie, Gemahlin Louis Philipp's, erbat sich in vielen Fällen ihren alleinigen Rath. Der General Cavaignac besuchte sie häufig in ihrem Salon und für wen sie sprach, den rettete er gewiß aus der Zahl der gefangenen Injuranten. Im Jahre 1854 erhielt die ehrwürdige Matrone einen Besuch des Kaisers Napoleon, der ihr persönlich das Kreuz der Ehrenlegion überreichte — eine Auszeichnung, gegen welche sich die höchst besitzirte Schwester auf's Neueste sträubte und die sie dermaßen in Aufregung versetzte, daß sie erkrankte. Die Kaiserin war bei diesem Besuche zugegen und ihren Bitten gelang es, Schwester Rosalie zur Annahme des Ordens zu bewegen.

Fast fünfzig Jahre lang übte sie, trotz vielfacher Krankheit, ihren mühseligen und edlen Beruf aus. Einige Monate vor ihrem Tode erblindete sie. Als Jemand sie ungeschickt darüber tröstete, sagte sie: „Wenn ich es gewagt hätte, so würde ich Gott gebeten haben, mir seine Gnade auf eine andere Weise zu bezugen.“ Ihr Tod setzte ganz Paris, wie ein öffentliches Unglück, in tiefste Trauer.

[1862]

S. W.

Die mikroskopischen Wälder.

Die Herrschaft des Besens und der Bürste, „die Naspel- und Nase-Tage“, wie sie Jean Paul nennt, das Stauben und Stöbern in der Wirtschaft, die Revolutionszeit allgemeinen Waschens, Wischens und Wischens, des Putzens und Polirens, wo alle Möbel und Hausgeräthe am unrechten Orte stehen, die Seiden- und Wollstoffe unter unheimlichen Decken gepulvert aussehen und die Stühle auf einander die Füße gen Himmel strecken — diese periodisch wiederkehrenden Tage radikalen Reinmachens sind für den Hausbesitzer in der Regel verhängnisvolle Zeiten; aber er muß sich in die unangenehme Nothwendigkeit fügen und mag sich dann trösten, daß sein Zimmer hernach eine Zeitlang wieder um so wohllicher und einladender aussieht, wenn er auch nicht Alles an dem Orte findet, wo er es suchen mag. Er muß dabei nicht vergessen, daß auch die Damen seines Hauses sich dieser unangenehmen Nothwendigkeit fügen und dieser allgemeine Krieg gegen die Feinde der Reinlichkeit und Gesundheit, diese Zerstörung gegen Wald und Wild in den Zimmern dann und wann zur Tagesordnung gehören.

Nur sehr Wenige haben eine Vorstellung von den Wäldern, die sich in dunklen Winkeln und Ecken hinter Sophas und Spiegel, hinter Schränken und Komoden, hinter Bildern und Büsten befinden und den Millionen wilder Bewohner darin.

In die Augen fallen zunächst hinter abgedrückten Komoden und in Winkeln, wo vielleicht die Tapete abgesprungen ist, kleine Spinnweben, weiße, rothe und pomeranzfarbige Moit- und Schimmelstele, welche während der Zeiten des täglichen Reinmachens dem gewissenhaftesten Besen und Wischlappen entgingen; auch fehlt es nicht an dunklen Kammen und Schränken, aus denen mit Rostflecken beschädigte Kleidungsstücke und weißüberzogenes Schuh- und Stiefelwerk an das Tageslicht kommen. Das sind unangenehme Erscheinungen, gegen welche man nicht reinlich genug sein kann. Wenn man sich aber die Mühe gibt, solche Schimmelbildungen, die sich auf schlechteingemachten Früchten, auf vergessenen Compots, auf Blumentöpfen, auf Holzstücken und Früchten aller Art einstellen, durch ein Mikroskop oder nur durch eine gute Lupe zu betrachten, wird man nicht selten über deren Schönheit und graziose Gestalt angenehm erstaunen. Man sieht dann wirkliche kleine Wälder in den verschiedensten Formen und Farben, zinnoberrothe, kleine Weibnachtsbäumchen, palmenartig in die Höhe geschossene Stiele mit koketten Wärschen oben, ketten- und ringartig sich verzweigende Pflanzen, feine Netze, die sich zu runden gekielten Taschen vereinigen, luftballonartig aufschwellende und ringsum gepanzerte Früchte in schönster Pomeranzfarbe glänzend, sternförmig auseinandergebreitete Blumenfelche, aus denen wie durch Zauberei kleine Kugeln hervorschießen — kurz den ganzen Reichtum und Luxus einer Märchenwelt. Diese Urwälder en miniature haben auch ihre Bewohner: unter dem Mikroskop werden wir darin ganze Heerden kleiner Stachelschweine entdecken, die sich vielfach wühlend und wimmelnd abmühen, in didichten Schutz und Schirm gegen Luft und Licht zu suchen. Auch fehlt es nicht an geflügelten Insekten dieser Waldungen, allerlei Arten von winzigen Fliegen und Mücken, auf welche kaum sichtbare Spinnen in ihren kleinen Netzen hinter Komoden und auf den Rückseiten von Sophas lauern. Selbst unter frischer Wäsche wird man nicht selten silberbellglänzende, sehr flinke, sechsfüßige, fischartige, sogenannte Zuckergäste entdecken, die mit ganz besonderer Hast sich unsichtbar zu machen suchen. Was aber sollen wir aus diesen freilebigen Thierchen machen, die mit ihren Krebscheren große Mühe haben, sich dem bewaffneten Auge zu entziehen? Es sind Bücherscorpione, welche nicht bloß von der Literatur im Bücherstrome leben, sondern auch andere vegetabilische Kost nicht verschmähen.

Es ist nicht möglich und wird auch viel zu gelebt klingen, alle Einzelheiten zu studiren und mit ihren botanischen und zoologischen Namen zu benennen; greifen wir einige der bekanntesten und interessantesten von diesen Schimmelbäumen und Pilzenwollen heraus; z. B. eine Art zinnoberrother Tannenbäume, die sich auf fallenden Kartoffeln oft in kurzer Zeit zu großen

Waldungen ausbreiten und dem unbewaffneten Auge wie lauter kleine rothe Häufchen erscheinen. Die Botaniker geben diesem Gewächs nach ihrer Weise einen lateinischen Vor- und Zunamen: *Aerostagalum einnobarium*. Unter seinen graziosen Zweigen findet man oft schlankte, durchsichtige Stiele und Stangen mit Gespürhüten auf der Spitze, welche sich theils als Blüten, theils als Samenkapseln erweisen; sie bilden zusammen, oft in Millionen neben einander, den gemeinen weißen Schimmel, *Mucor mucedo*, der sich am liebsten auf Früchten und schlecht verschlossenen Fruchtsäften wie ein weißer Sammet verbreitet. Auch auf absterbenden Pflanzenstengeln, an hölzernen Stäbchen der Stubenpflanzen regt sich gern neues Leben in Form von Brachycladien, einem pflanzlichen Häkelwerk, daß sich in den schönsten Ketten und Ringen aneinanderreihet und nach allen Seiten auseinanderweigt. Auf verfallendem Holze, auf welchem sich auch im Feuchten und Dunkeln die delikatesen Espilze künstlich ziehen lassen, stellt sich von selbst ein sehr schöner Netzpilz ein, *Ditidium umbilicatum*, der sich dem bewaffneten Auge wie eine Sammlung von runden, gekielten Täschchen enthält. In feuchten dunklen Kellern werden oft die darin lagernden Gegenstände von einer tuchartigen Masse überzogen, dem sogenannten Keller-tuche, das sich unter dem Vergrößerungsglase ebenfalls als un-durchdringlicher Urwald von allerhand baum- und pflanzenartigen Bildungen offenbart. Der furchtbare Hausschwamm, der mit der Zeit die massivsten Häuser mürbe und baufällig macht, ist ebenfalls bloß ein Wald von den zarresten Zweigen und Aesten. Endlich finden wir tief in Bergwerken und unterirdischen Höhlen nicht selten geisterhaft leuchtende Stellen, in welchen die erschreckte Phantastie sehr leicht Gnommen und Zwerge zu entdecken glaubt; es sind aber auch nur Anhäufungen von Pilzen, die wie alle Schimmelbildungen ungemein rasch entstehen und sterben und immer wieder neue Schößlinge aus sich hervortreiben, während die absterbenden Bestandtheile in phosphorescirendem Lichte erglänzen. Das Wunderbarste bei diesen Schimmelwäldern ist deren rasche Entwicklung und Vermehrung. Ein solcher Urwald entsteht vielleicht in ebenjo viel taufend Minuten, als ein Urwald auf der Erdoberfläche Jahre braucht.

In warmer Feuchtigkeit, besonders während gewitterhafter Luft, überzieht sich wol ein Rest von Compot in der Speisekammer von einem Mittagsmahle zum andern mit Millionen von Bäumen, die dem bloßen Auge als ein leichter Hauch von weißem Schimmel sichtbar werden. Auch taucht man wol die Feder schon nach einer kurzen Ferienreise statt in Tinte in eine weiße, staubige Flüssigkeit, welche vielleicht aus zwanzig, dreißig Generationen von Wäldern zusammengesetzt ward. Der feine Staub, der sich im Luftzuge aus solchen Schimmelbildungen erhebt, besteht meist aus unzähligen kleinen Samenkörnchen, die sich auf die verschiedenste und wunderbarste Weise vermehren. Das Erstaunlichste leistet in dieser Beziehung eine kegelförmige Pflanze *Sphaerobolus stellatus*, die sich, wenn der Same gereift ist, plötzlich wie ein Stern auseinander thut und aus dem Innern ihre Samenkörnchen nach allen Seiten weit und breit umher bombardirt. Wer diese Artillerie-Exercitien unter dem Mikroskop zufällig beobachten kann, wird diese Evolutionen gewiß als ein großes Wunder in kleinstem Maßstabe anstaunen — wenn dergleichen Betrachtungen freilich auch den Naturforschern interessanter sein mögen, als den Damen, denen wir es nicht verargen wollen, wenn sie dann und wann mit allen ihren dienstbaren Geistern und allem möglichen schweren Geschütz und leichtesten Waffen gegen diese mikroskopischen Wälder zu Felde ziehen und mit einer Handbewegung eine ganze Welt von Wundern zerstören.

[1720]

H. Beta.

Die Insel.

Alphons Karr, einer der geistreichsten von den jetzt lebenden Schriftstellern Frankreichs, war in seiner Jugend von der beinahe krankhaften Sehnsucht erfüllt, auf einer Insel zu leben. Die Seine bildet in der Nähe von Paris, bei Cligny, Asnières, Saint-Denis und Saint-Duen, mehre größere und kleinere Eilande, aber keins vermochte seinen Wünschen nach Einsamkeit und Abgeschiedenheit zu genügen, denn sie dienen sämtlich den vergnügungslustigen Parisern als Ziel für Sommerausflüge. Jeder schöne Tag bringt eine Menge von Besuchern, die es sich bei dem Müller von Saint-Duen oder in den Tabagien der übrigen Inseln wohl sein lassen, welche aber die Muse, die der Dichter suchte, unfehlbar verfehlte. Lange Jahre war es in schönen Stunden der vermessene Traum des damals noch völlig mittellosen jungen Mannes, die Insel Saint-Duen zu kaufen, denn zu verpacken war sie nicht, da der Müller noch zwanzig Jahre Contract hatte — aber dieser Traum konnte natürlich nur ein Traum bleiben.

Um seiner Sehnsucht nach einer Insel dennoch genug zu thun, schuf sich Karr zuweilen ein eingebildetes Eiland, dessen tiefe Abgeschiedenheit ihm wenigstens die Vorstellung erlaube, daß er sich auf einer wirklichen, rings von Wasser umflossenen Insel befinde. So entdeckte er kurz nach der Julirevolution am Abhange des Montmartre einen schattigen, mit großen Bäumen bestanden, von einer halb zerfallenen Mauer umgebenen Garten, dessen frühere Bestimmung aus der noch an den Thürpfosten zu lesenden Inschrift hervorging: „Zivoli-Montmartre. Entrée für einen Herrn, der eine Dame mitbringen kann: 50 Centimes.“ Der Ort war dieser seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen worden, weil das zum Theil durch Steinbrüche untermirte Terrain Veranlassung zu der Befürchtung gab, daß bei der taktmäßigen Erschütterung des Bodens durch den Tanz ein Unglück geschehen könnte. Diesen öden, verlassenen Garten mietete Karr auf drei Jahre. In dem verfallenen Gebäude war nur noch ein einziges Zimmer bewohnbar. Es war — wie Alexander Dumas in seinen Memoiren erzählt — der Raum, welcher, so lange der Garten als Vergnügungsort benutzt wurde, zur Aufbewahrung der Spazierstöcke diente. Hier schlug der damals zweiundzwanzigjährige junge Mann mit echt französischer Sorglosigkeit zwei starke Haken in die Wände, hing seine Hängematte daran auf und fand sich vortrefflich eingerichtet. Etwas später vervollständigte er dies Möblement durch einen Tisch und einen Armstuhl, sowie durch einen großen Koffer, der mit einem Teppich überdeckt, den seltenen Besuchern als Divan diente. In der Einsamkeit dieser künstlichen Insel schrieb der Autor den Roman, der seinen Namen zuerst erhielt machte: „Unter den Fingern.“

Eine andere Insel seiner Erfindung besaß der junge Schriftsteller etwas später, mitten in Paris in der Rue Vivienne Nr. 8, ganz in der Nähe der bekannten Buchhandlung Michel Levy, und zwar, wie er in seinen „roses noires et roses bleues“ erzählt, in der vierzehnten Etage eines Hinterhauses. Der Eigentümer gab zwar nur sieben Etagen zu, da aber jede derselben, wie Karr behauptet, in der Höhe noch einmal getheilt war, so kam demnach vierzehn Stockwerke heraus. Nach der dreizehnten

Etage schien die Treppe zu Ende zu sein, öffnete man aber eine kleine Thür, welche ansah, als ob sie zu einer Bodenkammer führe, so fand man statt der erwarteten Manjarde eine enge, steile Treppe, die man vielleicht, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, eine Leiter hätte nennen dürfen. Diese Leiter nun führte auf ein plattes Dach und inmitten dieser, von einer steinernen Balustrade umgebenen Plattform erhob sich ein Häufchen, welches vier Zimmer umfaßte. Dieses Haus auf dem Dache wurde von einem Maler Namens Massé bewohnt, für welchen der Wirth es express hatte bauen lassen. Massé bot dem jungen Schriftsteller an, ihm die Hälfte des Häufchens für 500 Fr. jährliche Miete abzutreten und dieser nahm den Vorschlag mit Freuden an. Er lebte hier inmitten mehrerer Reihen von Blumentöpfen, mit denen er die Balustrade besetzte und mit der Aussicht auf sämtliche Schornsteine von Paris, das Leben eines Einsiedlers. Vieß sich doch hier die glückliche Vorstellung, auf einer wüsten Insel zu leben, fast ohne alle Anstrengung festhalten. Das Frühstück bereiteten die beiden jungen Männer sich selbst, das Mittagessen, welches unveränderlich aus Beefsteak oder Roastbeef bestand, beides mit Kartoffeln garnirt, besorgte der Portier und so sahen sich die beiden Einsiedler sehr selten gezwungen „nach Paris“ zu gehen, ja es verlos oft mehr als eine Woche, ohne daß Karr seine „Insel“ verließ. Die vierzehn Treppen, die er herunter und hinauf zu steigen hatte, trennten ihn von der Welt vielleicht mehr, als wären es ebenjo viele Meilen gewesen. Selbst seinen Hund „Freischütz“ gewöhnlich er nach und nach daran, allein spazieren zu gehen. Er eröffnete ihm bei einem Papietenbäcker des Palais Royal Credit, Freischütz empfing, sobald er sich präsentirte, ein Stück Kuchen vom gestrigen Tage und kehrte dann zu seinem Herrn nach der Insel der vierzehnten Etage zurück.

Einmal aber schien dem jungen Schriftsteller das Glück wirklich zu lächeln und seine kühnsten Wünsche erfüllen zu wollen. Er entdeckte eine Insel — eine Insel, deren Besitz vielleicht nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dieselbe befand sich in der Nähe der Insel Asnières. Karr hatte sie bei einer Gondelfahrt einem Vergnügen, das er leidenschaftlich liebte, ausfindig gemacht. Nach der Seite von Paris hin war sie durch einen breiten Arm der Seine vom Lande getrennt, ein schmaler Wasserstreifen trennte sie von der Insel von Asnières, im Ganzen war sie so klein, daß der Entdecker sie in seinem Boote in einer Viertelstunde umschiffen konnte.

Ohne Weiteres nahm er dieses wasserumspülte Stückchen Land in Besch und Niemand kam, um sein Glück zu stören. Es war im Monat Mai, als er die Entdeckung machte und die Jahreszeit begünstigte seine Pläne. Er mietete ein kleines Zimmer bei dem Müller von Saint-Duen, um dort die Nacht zuzubringen — jeden Morgen aber begab er sich in einem Kahne nach seiner Insel. Dort angekommen, versteckte er, um sich nicht zu verathen, sein Fahrzeug sorgfältig zwischen den Weiden, verzehrte dann, im grünen Grase liegend, das mitgebrachte Frühstück, nahm, sobald dies geschehen, aus einer alten hohlen Weide, die ein wassertes Versteck bot, Tinte und arbeitete bis zum Untergang der Sonne. Nach beschlossener Tagewerk wurde das Schreibgeräth wieder an seinen Platz gelegt und Karr kehrte nach Saint-Duen zurück.

Dies Glück währte drei Monate. Auf der kleinen einsamen Insel, zwischen duftendem *Convulvulus*, der die Weiden umrankte und blühenden Wasserpflanzen, verfaßte der Autor seinen zweiten Roman: „Eine Stunde zu spät.“

Er dachte ernstlich daran, diese Insel zu kaufen, was bei ihrer Kleinheit nicht unmöglich schien. Sie konnte nicht viel kosten — vorläufig aber, bis sich dies erwünschte Ziel erreichen ließ, konnte er sie vielleicht pachten. Es handelte sich nur darum, den Eigentümer ausfindig zu machen — aber in der Sorge, die Aufmerksamkeit Anderer auf seine Zaubereinsel zu lenken und sich dadurch vielleicht einen Nebenbuhler, einen Concurrenten zu schaffen, wagte er nicht direct zu fragen. Die Leute, welche ihm ungeschicklich erschienen und an die er sich wendete, wußten ihm keine Auskunft zu geben — und endlich glaubte er sich sogar der süßen Hoffnung überlassen zu dürfen, daß sie keinen Eigentümer habe, sondern, nach dem Rechte des ersten Entdeckers, ihm selbst angehöre. Er hatte sich so lange nach einer Insel gesehnt, daß es ihm nicht mehr als recht und billig schien, wenn das Schicksal ihm eine schenkte. Nur zwei Freunden vertraute er das Dasein seiner „Insel“ und mit ihnen entwarf er bereits den Plan, ein hübszernes Sommerhäufchen dort erbauen zu lassen, als plötzlich alle seine Hoffnungen in der grausamsten Weise zerbröckeln mußten.

Karr war eines Tages wie gewöhnlich auf dem großen Arme des Flusses angekommen, als er durch ein eigenthümliches Geräusch aus seiner Arbeit aufgeschreckt wurde. Es schien, als habe man mit einem Weile Zweige ab. Jedenfalls befand sich Jemand auf der Insel — und um dies zu unteruchen, folgte der junge Schriftsteller der Richtung des Tones. Er fand einen alten Mann und einen Knaben eifrig beschäftigt, Weidenruthen zu schlagen. Karr erschrak. Bis jetzt hatte er im Grunde immer nur halb an einen Besitzer der Insel geglaubt, aber der weißköpfige Mann sah leider nicht aus wie ein Dieb. Er erhob die Augen nur flüchtig zu dem jungen Manne und ließ diesem Zeit, ihn mit Mühe zu betrachten.

Von diesem Greise hing also wahrscheinlich Alles ab. Er konnte als Engel mit dem feurigen Schwert den unbefruchteten Eindringling von der Insel vertreiben, auf der dieser seit drei Monaten ein glückliches Dasein geführt hatte — aber er konnte sie ihm vielleicht auch verpacken. Freilich hatte der Dichter gerade damals kein besondres Zutrauen zu Männern mit weißen Haaren, hatte doch vor Kurzem ein solcher ihm die Hand seiner Tochter abgeschlagen! Aber was ließ sich thun? Karr nahm sich vor, wenigstens so behutsam als möglich zu Werke zu gehen. Er grüßte den alten Mann und trat näher. „Sie hauen Ihre Weiden ab?“ fragte er. — „Ja,“ entgegnete der Greis, indem er seine weiß und blau gestreifte Mütze abnahm und sich mit dem Knebel den Schweiß von der Stirne trocknete; „harte Arbeit, Herr, für wenig Geld.“ — „Ihre Weiden stehen sehr schön!“ — „Nicht besser, als überall.“ — „Bauen Sie sonst nichts auf Ihrer Insel?“ — „Sie bringt nichts, als einen Karren voll Weidenruthen, der etwa 10 bis 12 Fr. gibt. Damit haben wir Weide noch zwei Tage zu thun, und es gibt sogar Jahre, wo ich die Weiden gar nicht brauchen kann.“ — „Würden Sie sich entschließen, mit Ihrer Insel in Pacht oder Miete zu geben?“ — „Ach lieber Gott, was könnten Sie damit machen?“ — „Nun, ich würde wie Sie, die Weiden benutzen und mich Sonntags zuweilen hier ausruhen.“

Bis hierher, so erzählt Karr, war ich vollständig mit mir zufrieden. Jedenfalls konnte es den Werth der Insel nicht erhöhen, daß ich sie zuweilen Sonntags besuchen wollte. Für wirklich genial aber hielt ich den Einfall, dem Alten zu sagen, daß ich die Weidenpflanzen ausnutzen wollte. Hätte er gewußt, wie viel Glück und Vergnügen, wie viele schöne Träume mir seine Insel mit ihren wehenden Gräsern, ihren wilden Blumen, dem schattigen Buschwerk und den flatternden Libellen bereits geschenkt hatte, sie wäre unbedingt im Werthe gestiegen.

„Sind Sie vielleicht vom Handwerk — sind Sie ein Korbmacher?“ fragte der alte Mann. — „Nein,“ entgegnete der junge Poet ein wenig beleidigt, „aber ich brauche alle Jahre Weidenruthen für... für meinen Garten und muß sie jetzt kaufen. Und dann fahre ich zuweilen Sonntags auf dem Wasser spazieren und komme hierher...“ — „Das sind aber keine gewöhnlichen Weiden, die Sie hier sehen,“ fiel der alte Mann ein. „Es sind nicht etwa grüne Weiden, wie die des Müllers von Saint-Duen, sondern es sind gelbe und violette Weiden von Rouen, die sind ganz anders. Ich habe immer schon lange vorher Bestellungen darauf und nehme jährlich dreißig bis vierzig Fr. dafür ein. Dabei machen sie mir keine Arbeit. Wir Beide, ich und mein Sohn, beschäftigen uns eigentlich nur ein paar Stunden zum Vergnügen damit.“

Der Poet atmete auf. Dreißig bis vierzig Fr. jährlich überstieg seine Kräfte nicht. Diese Summe stand zu der Miete, die er in Paris zahlte, in gar keinem Vergleich — und dafür sollte er eine ganze Insel haben? Er hatte sich auf die Forderung eines sehr hohen Preises gefaßt gemacht. Dennoch suchte er seine freudige Ueberraschung zu verbergen.

„Wenn ich Ihnen also einige dreißig Fr. jährlich zahlte...“ begann er. — „Dreißig Fr.?... Mein Herr, so haben wir nicht gewettet,“ fiel der Alte ein; „ich schlage allein jährlich für vierzig Fr. Weidenruthen heraus — und dies Jahr werden sie noch im Preise steigen, denn sie sind überall erfroren.“ — „So, die Weiden erfrieren also auch?“ — „Ja, Herr, dies Jahr. Gott mag wissen, wohin es noch kommen soll. Jedenfalls werde ich meine Ruthen nicht unter fünfzig Fr. verkaufen. Sie würden also die Insel vielleicht pachten?“ — „Ja.“ — „Auf wie lange?“ — „Auf neun Jahre.“ — „Auf neun Jahre,“ sagte der alte Mann bedenklich. „Wer kann wissen, welchen Preis in dieser Zeit die Weidenruthen erreichen — aber gleichviel, ich habe einmal gesagt, fünfzig Fr. und Vater Compoint nimmt sein Wort nicht zurück. Wir hätten also nur noch in Bezug auf das Heu ein Abkommen zu treffen.“ — „Also Sie ernten auch Heu hier?“ — „Nun, was glauben Sie wol, was das ist, worauf Sie stehen?“ — Der Poet hatte all die reizenden Blumen zu seinen Füßen nie für Heu angesehen! „Gut, wieviel wollen Sie für das Heu?“ fragte er endlich. — „Zehn Fr. wenigstens. Ich ernte nicht weniger als fünf- undzwanzig Bund Heu — noch dazu wird der Preis bei der Trockenheit, die dies Jahr herrscht, gewaltig in die Höhe gehen. Und welches Heu ist dies auch? der König hat's nicht besser.“

Der Poet wußte dagegen nichts zu erinnern und da der alte Mann trotz alles Umsehens auf der Insel nichts weiter fand, was



Hopfenpflücken.

er in Anrechnung hätte bringen können, so einigten sie sich über die Pachtsumme von sechzig Fr. und versprachen, sich zum contraktlichen Abschluß des Geschäftes am andern Morgen um 9 Uhr an Gerichtsstelle in Neuilly einzufinden.

Während dieser Verabredung hatten Vater Compoint und sein Sohn einige Bündel Weidenruthen zusammengebunden und auf den Rücken geladen. „Sie bringen die Bündel nach Ihrem Rahne?“ fragte der Dichter. — „Nein, nach dem Wagen.“ — „Ja, aber um zu dem Wagen zu kommen?“ Der Alte schritt vorwärts ohne dem Dichter zu antworten; plötzlich aber blieb letzterer erstaunt stehen, denn vor sich erblickte er einen bereits mit Weidenruthen beladenen Karren, der mit einem häßlichen kleinen Pferde bespannt war. „Um Gotteswillen, wie kommt der Wagen hierher?“ fragte er. — „Nichts einfacher,“ lautete die ruhige Antwort; „über den kleinen Arm des Flusses, der jetzt trocken liegt.“ — „Was, trocken liegt?“ rief der junge Mann erschrocken. — „Ja, gewiß!“ entgegnete der Alte, „das ist eben der große Vortheil meiner Insel, daß sie eigentlich gar keine Insel ist. Im August kann man mit dem Wagen herüberfahren, wie auf einer Chaussee.“

„Alles war vorbei!“ erzählt der Dichter. „Meine Insel war also nicht einmal eine Insel. Man konnte mit dem Wagen hinüberfahren! Adieu all ihr süßen Träume! — Ich ließ Vater

Compoint und den jungen Burschen gehen, kehrte um, mein Lintenfah und meine Feder aus der hohlen Weide zu nehmen, setzte mich in mein Boot und ruderte betrübt zu dem Müller von Saint-Duen zurück. Von dort aus ließ ich Compoint sagen, daß er sich am andern Morgen nicht nach Neuilly zu bemühen brauche. Meine Insel betrat ich nie wieder. Nur von fern habe ich sie noch oft gesehen, aber jedesmal mit einem Gefühl des Jornes. Sie hatte sich so ganz das Ansehen einer wirklichen Insel zu geben gewußt — und doch war auch das nur Täuschung, nur trügerischer Schein gewesen. Es gab für mich keine Insel auf der Welt!“

[1680]

S. Augustin.

Im Hopfengarten.

Es war ein Dorf in Bayern. Die Häuser kletterten am Hügel empor, rings um das ragende Schloß, wie die Klüppeln um die mütterliche Henne. Von hohem Balkone sah man auf eine fruchtbare Ebene, der es an Feld und Wald, friedlichen Dörfern und einsamen Weislern nicht fehlte, aber zumeist streifte der Blick über dichtbestandene Wäldungen von Fichtenstangen, um welche sich in Sommerszeit lichtgrüne Rankenschlangen.

Als ich zum ersten Male an ihnen vorüberfuhr, war ich ein kleines Ding, das bis dahin nicht über den „englischen Garten“ der Hauptstadt hinaus gekommen war und nun — nur unter dem Schutze des braven alten Johann — in einem bequemen Reisewagen wie eine große Dame dahinfuhr, viele, viele Stunden weit, an immer neuen Wundern vorüber. Ich fühlte mich daher ordentlich stolz, endlich einmal einen genauen Bekannten zu finden, und rief, in die Hände klatschend: O, die vielen Bohnenstangen! Aber der alte Johann schüttelte den Kopf und sagte: Z behahre! das ist ja ein Hopfengarten. — Diese Hopfengärten waren der Reichtum der Gegend und sie bildeten die Haupteinkünfte meiner mütterlichen Freundin, der Gutsherrin. Die treffliche Frau ist lange todt, und mein Haar jetzt so grau, wie das ihrige war, als sie mich auf den Knien wiegte, aber noch immer steht ihr Bild klar vor mir, eine hochgewachsene, blasser Dame in schwarzer Tracht. Sie war Wittve und kinderlos, und die Vereinsamung ihres Herzens theilte sich auch ihrer Umgebung mit. Da gab es hohe Säle und Gemächer im Schlosse, in denen immer nur ein kühles Dämmerlicht waltete. Wenn man ihre Thüren öffnete und die grelle Tageshelle über die Wände und großen Delgemälde flog, war's als wenn die Ritter und Edelfrauen der letzteren sich mit zornigen Schreden erhoben. Da gab es Corridore, wo man über den eige-



Hopfenlese.

nen Schritt erschraf, und Treppen voll düsterer Majestät, welche nie Jemand emporstieg. O welche Schauer ich fühlte — bängliche und doch erwünschte Empfindungen — wenn ich an der Hand der Herrin durch diese verzauerten Reiche schritt! Wie behaglich hinwieder war mir zu Muthe, durchwanderte ich mit Johann die Gewölbe der Wirtschaftsgedäude, die duftenden Schauern und reinlichen Ställe. Ein anderes Vergnügen war es, Sonntags, wenn der Pfarrer und „Gerichtshalter“ zur Tafel geladen waren, vom Dessert mich wegzustehlen und mit dem Diener in das Dorf hinab „in den Heimgarten“ zu gehen, was in dortiger Gegend soviel heißt als — Visite machen. Die niedrige, holzgefälschte Bauernstube mit dem ungeheuern Kachelofen, den buntemalenden Kisten und Kästen und zahllosen Fliegenschwärmen schien mir nicht minder schön und begehrenswerth, als die hohen, stattlich eingerichteten Schloßzimmer, und wenn mir irgend ein hagebüchener Bauer die knorrige Rechte zum Grusse reichte, hatte ich etwas von der hochmüthigen, prickelnden Empfindung einer großen Dame, die sich „populär“ macht.

Dann kam der Herbst, kam die Hopfenlese. Welch ein Leben und Lärmen in der sonst so stillen Landschaft. Die Ranken wurden etwas über der Erde abgeschnitten, die Stangen säuberlich aus dem Boden gezogen, und die Ranken von ihnen befreit. Zwischen den Hopfengärten und dem Dorfe ging es hin und her mit den dort gefüllten und hier geleerten Körben. Im Schloßhofe aber und auf der Terrasse, in Flur und Thorewegen saßen zwischen einer grünen Wildniß Mägde, Frauen und Kinder und pflückten die hellgrünen, flebrigen Zapfen von den Ranken. Und überall wiederholte sich dieses Bild. Als wir in später Nacht von einem Besuche der Gutsnachbarn durch das Dorf fuhren, waren alle Bewohner noch wach und durch die Fenster in jedem Hause sah man beim Scheine eines Herdfeuers oder Kleinbrandes die Familie eifrig mit dem Pflücken und Sortiren der Hopfenbolben beschäftigt. Ein süßer, betäubender Geruch erfüllte die Lüfte, durchzog das ganze Schloß, und die schaurigstillen Rittersäle, die geheimnißbrütenden Corridore wurden zu meinem Entzücken plöglich der Luft und dem Lichte geöffnet, um — eine heitere Rehrseite der Romantik, die ich damals noch nicht zu finden wußte — als Hopfenbarre zu dienen.

Luisa R.

Das Hochzeitslied.

Auf dem Johanniskirchhofe zu Leipzig, da wölbt sich unter schattigen Cypressen das Grab eines Sängers zahlreicher volksthümlich gewordener Lieder, und manch eine liebliche Reihende, die aus dem Norden oder aus dem Süden nach „Klein Paris“ kommt, pilgert wol, die Verse: „Ob ich Dich liebe frage die Sterne“ oder „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“ leise vor sich hinstimmend nach diesem Grabe, um des Schlafers da unten zu gedenken, der diese Verse gedichtet und dessen Name Karl Herlosjohann ist.

In einem wirklich echten wunderschönen Monat Mai war's, da begegnete ich an dieser Stätte einer Dame, deren Wiege in der „einzigsten Kaiserstadt“ gestanden hatte. „Schauen's“, sagte sie, die gelbigen Locken in den blendenden Nacken werfend, „da thun sich die Leipziger gut auf ihren Herlosjohann und werden schier böse, wenn man's ihnen erzählt, daß der Dichter auch in Wien gelebt und gelitten hat. Noch steht nahe der Elisabethbrücke das Haus, in dem er wohnte, und ich kenne halt auch die Stube, worin er geseufzt und sich abgehärtet hat, sie liegt drei Stiegen hoch und im Hintergebäude!“

„Wenn ich nicht irre,“ sagte ich, „bezog er kaum siebzehnjährig die Wiener Hochschule?“

Sie nickte und fügte ganz leise hinzu: „Er war blutjung und arm.“

Ja blutjung und arm! Von Prag wanderte er nach der „lustigen Kaiserstadt“ und damals war auch er noch lustig, obgleich der unbarmherzige Wind durch sein fadenscheiniges Röcklein blies.

Er bezog ein kahles Stübchen in dem Hintergebäude des jenen Hauses, welches noch heute ganz melancholisch auf die Elisabethbrücke blickt. Es wurde bitter kalt, aber kein wohliger Feuer prasselte im Ofen, es stellte sich ein bedenklicher Hunger ein, aber kein Tischlein-deck-dich befand sich in dieser Stube. Dennoch verlor unser Student nicht den Muth und nicht die Hoffnung. Er lauschte auf die Melodien in seiner Brust und vergaß die Noth in sich und ringsumher. Zwar schlug ein Project nach dem andern fehl — Lehrer zu werden, Unterricht zu erteilen — nichts wollte glücken; zuletzt kam er auf den Einfall: Insuperate, Bittgesuche, Rechnungsauszüge, Liebesbriefe, Hochzeitsgedichte und Leichenreden auf Bestellung anzufertigen. Um sich also in Wien als Schreiber und Gelegenheitsdichter bekannt machen zu können, bedurfte er des Geldes; er borgte es; dann saß er hinter blinden Scheiben und wartete. Aber es kam Niemand.

Fast hatte er schon die Hoffnung aufgegeben, als eines Tages ein stattlicher Mann in die eilige Stube trat. Er grüßte nicht, er lästete gar nicht den Hut, er hob gegen unsern armen Freund nur das Rohr mit blinkendem Knopfe und fragte in barschem Tone: „Heißt Er Herlosjohann?“

Dieser fühlte ob solch rauher Begegnung zwar ein Weh durch seine Seele ziehen, allein er bezwang sich und versetzte mit scheinbarer Ruhe: „Ja, das ist mein Name!“

„Also bin ich hier recht,“ sagte der Fremde; „ich hab' in der Zeitung gelesen, daß Er sich auf Verse verliest. Morgen macht meine Tochter mit dem Herrn Josef Edler Hochzeit, und dazu brauch' ich ein hübsches und neues Gedicht. Wolverstanden, aber lustig muß es sein und rührend und blumig, alles durcheinander, Amor und sein Pfeil und Rosen und Bergfämeinnicht dürfen darin nicht fehlen. Will Er das Lied machen? Und was verlangt Er dafür?“

Achselzuckend und stotternd erwiderte der Mosenjünger: „Ich weiß wirklich nicht — was —“

„Ja ja,“ fiel der Andere rasch ein, „so sind einmal die Dichter. Ei der Taufend! wenn Jemand bei mir einen Rock bestellt, so sag' ich ihm ganz genau, was der Rock kostet. Aber wir wollen's Euch nicht entgelten lassen, daß die Dichter so vernünftig unpraktisch; hier sind zwei Gulden. Aber nun mach' Er seine Sach' auch gut. Adjes!“ Er schritt der Thüre zu, um sich jedoch in demselben Momente wieder zu wenden. „Halt, die Hauptsache vergessen. Ich bin der Bürger und Schneidermeister Schlegel und wohne in diesem Hause — dort über'm Hof, im Vorderhause,“ setzte er mit Nachdruck hinzu. „Morgen mit dem Schlag eilt fahren wir zur Kirche, also spätestens um zehn Uhr kommt Er zu mir und bringt das Lied. Adjes!“

Dem Auftrage gemäß überreichte Herlosjohann am nächsten Tage Herrn Schlegel das Gedicht. Dieser warf einen prüfenden Blick hinein, darauf winkte er verabschiedend: „Es ist ganz

gut. Ich bin damit zufrieden.“ Er wandte sich ab und Herlosjohann ging, aber langsam, und vor der Küche zauderte sein Fuß. „O dieser Bratenduft! Wenn mich dieser Schneider doch zu Gaste geladen hätte!“ Und er öffnete den Mund und sog die würzigen Dünste ein, bis sich unerwartet auch die Thür öffnete und ein stattlich herausgeputztes Frauenzimmer ihn ziemlich barsch fragte: was er hier zu suchen habe?

Am eils Uhr läuteten die Glocken und Herr Josef Edler und des Schneiders holbseliges Töchterlein wechselten die Ringe. Darauf lehrte die zahlreiche Gesellschaft nach der Wohnung des Brautvaters zurück und nahm alsdann an der Festtafel Platz. Meister Schlegel schwamm in einem Meer von Wonne. Heute mochte es kosten, was es wollte, er war ja der Mann, der auf hundert Gulden mehr oder weniger nicht zu sehen brauchte. Und weißer und rother, süßer und herber Wein, Böglauner und Burgunder ward kredenzt, und auf alle Welt brachte der Meister Gesundheit aus; aber nachdem der Fisch servirt worden, erhob er sich mit ganz besonders feierlicher Miene, um, wie es im alten Wien der Brauch war, das Hochzeitslied vorzutragen.

„Ja, das war wirklich ein schönes Lied.“ „Rosen auf den Weg gestreut“ — „Amor der schlaue Knabe mit goldenem Pfeil“ — „Bergfämeinnicht so im Herzen blühen“ — „ein Blumenteppeich sei das ganze Leben“ ... so hieß es fast Vers um Vers, und die Gäste legten Messer und Gabel hin und sperrten den Mund weit auf. Und vor Allen war es Jungfer Brigitte, Schlegel's Schwester, welche schier außer sich gerieth, wie man zu sagen pflegt.

„Ja ja,“ sagte der Meister, bebächtig das Papier zusammenfaltend, „das Lied packt Einen. Aber es ist auch gar kein Wunder, denn ich hab' es mich was Rechtes kosten lassen!“

Die Gäste vergaßen indessen bald den Genuß, den ihnen die Verse bereitet, und hieben dafür wacker auf den Fisch ein, auch die Gedanken des jungen Paares, das sich unterm Tisch die Hände drückte, nahmen eine andere Richtung; nur Jungfer Brigitte ließ Speise und Trank unberührt und zum wahren Verdruß des Bruders fragte sie abermals: „Wer hat das Gedicht gemacht?“

„Du kennst ja den armen Teufel. Weißt Du's nicht mehr, daß Du ihn fort jagtest, als er heit früh vor der Küchentür stehen blieb?“

„Der?! O Himmel, hätt' ich das ahnen können!“

„Nun, Tante,“ sagte die Braut, „Du kannst es ja wieder gut machen. Vom Essen wird genug übrig bleiben und davon schicken wir ihm.“

„Wie heißt er denn und wo wohnt er?“ fragte die empfindsame Tante weiter, der er es in der Seele wehe that, einen „Dichter“ so verlegt zu haben.

„Ha, ha,“ lachte jetzt Schlegel, „wie er heißt? Herlosjohann, glaub' ich; und wohnt im Hinterhause drei Stiegen hoch!“

Und wirklich, sie springt auf, sie eilt aus dem Zimmer. Alle staunen. Was wird geschehen? Jetzt geht sie über des Bruders Kleiderstank, nimmt einen schwarzen Anzug heraus, jetzt die Treppe hinab, über den Hof, drei Stiegen hinauf, und tritt ein.

Richtig, er ist's, den sie mit harten Worten fortgeschickt. Und er ein Dichter! Nun wird sie ganz verlegen und weiß gar nicht, wo sie beginnen soll; bald sammelt sie Entschuldigungen, bald bricht sie in enthusiastische Reden aus, und dazwischen breitet sie den schwarzen Anzug auseinander.

„Gewiß und wahrhaftig, Sie werden drüber mit Sehnsucht erwartet — wenn ich's gewagt hätte, daß Sie — o nicht wahr, Sie kommen?“

Herlosjohann zaudert, er wird ganz herauscht, er muß an die Märgen von tausend und einer Nacht denken und jetzt ist Brigitte schon draußen. Wahrhaftig in dem Anzug könnten zwei Herlosjohanns stecken....

Als Brigitte wieder hereintritt, kann sie sich kaum eines Rächels erwehren. Ihre Bitte und die ambrosischen Dünste der Küche, die ihn noch immer in der Erinnerung umschweben, haben den Sieg davon getragen: der Dichter steht in des ehrsamem Meisters schwarzem Frack vor ihr; und so fährt sie ihn mitten in die Hochzeitsgesellschaft, die ihn jubelnd begrüßt. Nur der Meister macht ein sehr ernsthaftes Gesicht, als er seinen Frack erblickt; er wäre beinahe zornig geworden an seines einzigen Kindes Hochzeitstag, er erhob sich schon, er schritt schon mit gefalteter Stirn auf Herlosjohann zu — doch nein, nein! er mußte jetzt auch lachen und seine Stirn ward wieder glatt, er drehte den Dichter im Kreise herum und Brigitte erkannte mit innerstem Triumph, daß der Bruder in einer Stimmung sei, um die ganze Welt und sogar einen Dicht er an das Herz zu drücken.

Und Herlosjohann aß, trank, vergaß des Meisters Frack, seine eigenen Sorgen und brachte Gesundheit in Versen aus. „Das ist ein Genie,“ riefen die Gäste, „der braucht gar nicht darüber nachzudenken!“ — Und Brigitte küßte dem Nachbar ins Ohr: „Er wird berühmt werden und ich werde ihn beschützen!“ Der Meister aber ward eine Weile stumm, dann aber klopfte er an das Glas, stand auf, und sagte, zum Dichter sich wendend: „Mit Ihren Versen ist das was anderes, als wenn ich eine Weste mache. Ich sehe meinen Irrthum ein und es thut mir leid, daß ich gestern etwas kurz angebunden — Na —“ und er hob das Glas — „wollen Sie: auf gute Freundschaft!“....

Und der ehrsame Meister hielt sein Wort. Drei Jahre blieb Herlosjohann noch in Wien und täglich sprach er bei Bruder und Schwester Schlegel ein. Seit dieser Hochzeit war seine Lage eine andere geworden. Zahlreich liefen fortan die Bestellungen auf Leichenreden und Hochzeitsgedichte ein; dafür war besonders Brigitte bei Gvatterinnen und Freundinnen thätig. Als Herlosjohann die „lustige Kaiserstadt“ verließ, schied er mit heißen Thränen, und nie in seinem Leben, auch als seine Romane und sein „Buch der Liebe“ ihm schon einen Namen und eine Stellung in Welt und Literatur gemacht, hat er der Schneiderfamilie und jenes Hochzeitsliedes vergessen.

Karl Neumann-Strela.

Erlauchte Freunde der Kartoffel.

Jenes nur noch in der Tradition fortlebende und uns durch solche als ein friedlicher schöner Menschenstamm beschriebene Volk der Incas, baute schon vor Jahrtausenden auf den herrlichen Hochebenen von Mittel-Amerika die Kartoffeln.

Franz Drake und Raleigh brachten sie zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Europa und mit ihnen, sagt Irving, „ein kostbareres Geschenk als alle Specereien des Ostens.“

Wie wurde die Frucht bei uns aufgenommen? Wir besitzen in unserer Bibliothek gegen 100 Chroniken über Städte, Flecken und Klöster; in allen finden wir in der Zeit vom 17. bis ins 18. Jahrhundert hinein die wiederkehrende Thierung menschlicher Nahrungsmittel und Hungersnoth, aber nur in dreien die Kartoffel erwähnt und nur in einer dieselbe belobt; jedoch sagt auch hier der Herr Verfasser: „Ob aber nun

wohl hier zu Lande diese Speise sehr werth gehalten wird, so findet man sie doch bei keinen Ausrichtungen und Ehren-Mahlzeiten, ja es würde sich der geringste Tracteur nicht unterziehen, Erdäpfel mit aufzutragen zu lassen, wenn sie auch noch so delicat zubereitet werden könnten, sondern es haben da Hirsche und Pfaffen den Vorzug, welche von andern Orten geschafft werden.“

Wir besitzen ferner einige große Folianten aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, die wir nach ihrem Inhalte Conversations-Lexica nennen würden, aber nur in einem werden die Kartoffeln unter dem Namen Tartiffeln ganz kurz erwähnt, wo hingegen über den Tabak viele Seiten niedergeschrieben sind.

Wir haben aus derselben und früherer Zeit Lehrbücher der Landwirthschaft; jedoch nur eines, welches aus dem Französischen übersezt und bei Schwarzkopf in Nürnberg 1768 herausgekommen ist, beschreibt den Anbau der Kartoffeln und weist auf den großen Nutzen derselben, den man Tag für Tag mehr erkennen lernt, hin. Zugleich lehrt es in einer Anmerkung, wie man aus den Kartoffeln Saarpuder bereiten könne, der noch viel schöner, als der von ordentlichem Stärkemehl; denn „er funkelt für Weiße“

Friedrich des Großen scharfer Blick erkannte den eminenten Vortheil des Kartoffel-Anbaues, daher befahl er 1763 den schlesischen Kammern: „durch Dragoner darauf zu vigiliren, daß die Bauern Kartoffeln pflanzen.“ Freilich hätten die Kammern auch darauf sehen sollen, daß die Bauern die Kartoffeln ernten; denn, wenn nicht geradezu eine Hungersnoth im Anzuge war, ließen sie das „Schweinefutter“, wie sie dieselben nannten, in der Erde verkaufen.

In Frankreich war es dem so edlen und doch so unglücklichen Königspaaire, Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette vorbehalten, den Anbau der Kartoffeln zu verbreiten. Beide wollten ja so gern ihrem Volke Wohlthaten erweisen („es war vom König, daß vernünftige, weise, nützliche Verbesserungen ausgingen,“ finden wir im Jardin des Plantes II. p. 7), und da sie durch Parmentier, der die Kriege in Deutschland als Apotheker bei den französischen Spitalern mitgemacht und dort die Kartoffeln kennen gelernt hatte, über die große Nützlichkeit derselben belehrt worden waren, so thaten sie nun alles Mögliche, um einen ausgebreiteten Anbau der Kartoffeln in Frankreich einzuführen. Ein damaliger französischer Schriftsteller sagt über diese Angelegenheit: „Die Kartoffel hat am Hofe Aufnahme gefunden; das Volk hat eine neue Garantie seiner Existenz erhalten und das Leben mehrerer Millionen Menschen ist leichter und sicherer geworden.“

Doch wollen unsere lebenswürdigen Leserinnen sich erzählen lassen, wie der König und die Königin dies bewerkstelligt haben

Der König überwies dem Parmentier in der Ebene von Sablons 50 Morgen Land; darauf wurden Kartoffeln gebaut, als dieselben blühten, brachte Parmentier einen Strauß von diesen Blüten an den Hof. Marie Antoinette, die schöne, klauzige deutsche Kaiserstochter, steckte denselben in ihr herrliches, blondes Haar und Ludwig XVI. eine Blume in sein Knopfloch.

War es ein Wunder, daß das ganze chevalereske Frankreich für Parmentier's Frucht enthusiastisch wurde? Prinzen, Herzöge, Grafen und Herren suchten jetzt die Freundschaft des armen Parmentier, ganz Paris sprach nur von ihm und der König selbst sagte zu Parmentier: Frankreich wird es Ihnen einst danken, daß Sie das Brod der Armen erfunden haben.

„Das Brod der Armen“ in der That — aber auch in gewissem Sinne ihren Trank liefert die Kartoffel: den Brantwein! Sollte die Lelerin bei dem Namen „Brantwein“ die Nase rümpfen — und wir können's ihr kaum verargen, obwohl dieses Getränk, in rechtem Maße genossen, ein Balsam und eine Erquickung der ganzen, großen arbeitenden Klasse ist — so wollen wir ihr zu bedenken geben, daß doch auch in dieser Form die Kartoffel ihr schon manch' eine schöne Freude bereitet. Ist es denn nicht sehr angenehm, Abends mit den Seinigen und seinen Freunden um den Theetisch vor der glänzenden Theemaschine zu sitzen, in der das Wasser brodelt und köcht, weil unter derselben mit bläulich-traulicher Flamme der aus den Kartoffeln bereitete Spiritus brennt?

[1717]

Dr. Schulze-Hausdorf.

Die Norma.

Bellini, der junge, schüchterne Maestro, den Heine in seinen florentinischen Nächten schildert, war so verlegen und bescheiden, daß er, trotz seiner großen Erfolge, niemals von seinen Compositionen sprach. Als eine hohe Freundin ihn fragte, welche von Ihren Opern halten Sie für die gelungenste? erröthete er tief und antwortete ausweichend. Die Dame, nicht zufrieden damit, beharrte bei ihrer Frage: „Zum Beispiel,“ sagte sie, „wenn Sie sich mit allen Ihren Partituren auf der See befänden und das Schiff begänne zu sinken?“

„O,“ rief jetzt der Sohn Catania's mit der ganzen rückhaltlosen Leidenschaft seines Vaterlandes, „Alles könnte untergehen, nur nicht La Norma!“ und bei diesem Namen loberten seine sonst niedergeschlagenen Augen in hellster Begeisterung.

Seltam, daß die erste Aufnahme dieser weltberühmten „Norma“, die nach 34 Jahren noch jeder Primadonna als Glanzrolle dient, nichts weniger als günstig war. Um so feltamer ist es, da die Besetzung der ersten Vorstellung am 1. Januar 1832 in der Scala zu Mailand eine ideale zu nennen war. Die Pasta (gest. am 1. April 1865), die Heroine der italienischen Oper, sang die Druidenpriesterin, bei welcher Gelegenheit sie zu gleicher Zeit ihr klassisches Spiel entfallen konnte. Julia Grisi (später die Zierde der italienischen Oper in Paris), in einundzwanzigjähriger Wunderschönheit blühend, hatte sich die „Adalgisa“ zur Lieblingsaufgabe gestellt. Donzelli, der Tenor, der die herrlichsten Mittel besaß, war zum „Pollione“ wie geschaffen. Dieses Kleeblatt versprach sich von der neuen Oper den glänzendsten Erfolg. Auch der junge maestro della musica ging freudigen Muthes an die sorgfältige Einstudirung seines dritten, leider vorletzten Werkes. Endlich kam der verhängnißvolle Abend; in höchster Aufregung nahm Bellini seinen Capellmeisterplatz im Orchester ein. Das unabsehbar Haus war gedrängt voll; in athemloser Spannung harrete das musiktrunkene Publikum, welches die „Nachtwandlerin“ und „Montechi und Capuleti“ mit Entzücken aufgenommen hatte. Schöner Augenblick, wenn es gilt das neueste Kunstwerk eines jugendlichen Genius zu begrüßen! Welche gehobene Stimmung! welche Weiße in Polychromia's Tempel! wie festlich prangen die Blumensträußchen in den Händen schöner Frauen, besonders in Italien, wo die Blumen so üppig, die Frauen so lebhaft, so natürlich und eindrucksfähig sind! — Hebe dich, wallender Vorhang, laß uns genießen, junger

Meister, du Schwan von Catania, laß deine sympathischen Melodien erklingen!

Der ins Ohr fallende erste Priesterchor geht unbegreiflicher Weise spurlos vorüber; hier und da murmelt sogar eine kritische Stimme: „Trivial! Gemeinplätz!“

Die Primadonna schreitet aus dem Waldesdunkel hervor; ihre plastische Erscheinung elektrisirt wirklich die bisher so frostige Menge. Eine imposantere Norma als Giuditte Pasta mit ihrem napoleonisch-edlen Kopfe, dessen Profil Maler und Gemmenschnitzer vereinigten, ist nie über die Bretter geschritten; jede Stellung ihrer proportionirt vollendeten Gestalt in den weißen Kaschmirkäffen erinnert an eine antike Gewandstatue; das Haar, im Nacken zum Knoten geschürzt, wird über der Stirn von einem Diadem gekrönt; „in der Hand erglänzt die goldne Sichel, als des wachsenden Mondes Symbol“ — so tritt sie auf die Stufen des Altars unter die mythische Götze: Michelangelo würde sich Medea, das Weib, welches liebt und tödtet, nicht anders gedacht haben.

Das Recitativ tönt goldklar und energisch aus dem stolzen Munde der Sängerin. Nun gilt es zu siegen; sie beginnt die Mondseehymne... überaus, düstern, im fanstesten Piano, allmählig zum glöcklichen Crescendo anschwellend, singt die große Künstlerin die Cavatine; der Chor breitet seine Klangwolke unter die glänzenden Juwelen und Perlen, die aus dem schönen Munde quellen... dennoch kein Zeichen des Weifalls... endlich, nach dem leidenschaftlichen, fast fieberhaft vorgetragenen Allegro „Entschloß'ner kehre wieder“ kühler Applaus, nichts weiter. Bellini, von Natur verlegbar wie eine Sensitive, ist fast benimmungslos... er befaßt einer furchtbaren Kraftanstrengung, um nicht den Taktstock vor Zerknirschung aus der Hand sinken zu lassen und weiter zu dirigiren. Die frische, jungfräuliche Stimme der Grisi vernimmt er nur noch wie im Traume... da erschallt Händeklatschen und lauter Beifallsruf; im Duett mit Bellini hatte „Adalgisa“, durch die reizende Julia dargestellt, die Herzen getroffen.

Dennoch, als der Vorhang fiel, verbehten sich weder die Künstler noch der Meister, der in höchster Erregung hinter die Coulissen stürzte, daß das Fiasco der „Norma“ so gut wie entschieden war. Bellini hatte Tränen in den Augen; es war ihm ein grenzenloser Schmerz, sein Lieblingkind so lieblos aufgenommen zu sehen.

Unberechenbares, wetterwendisches Publikum! Vom 2. Act an ging Alles vortrefflich; das große Duett zwischen Norma und Adalgisa erregte Furore; als die Pasta sang: „O rimembranza!“ ganz leise, sanft wie Erinnerung an begrabene Liebe, da zerfloß das ganze Auditorium in Thränen; stürmisch wurde die Pöde da capo verlangt; bis zum Schluß der Oper steigerte sich die Theilnahme; die Sängerin der Norma nannte man „Pasta diva“

(göttliche Pasta), und vierzig Mal wurde diese opera seria während des Carnevals gegeben.

Bellini's zarte Organisation war solchen Aufregungen nicht gewachsen; die fieberhaften Spannungen, der schnelle Wechsel von Enttäuschung, Angst und Triumph, den oft eine einzige Stunde für ihn enthielt, rieb ihn auf; schon im 33. Jahre brach er zusammen, überarbeitet, vernichtet.

Vorbeern überschütten sein Grab; am Fuße des Aetna, wo seine Wiege stand, und im äußersten Norden leben seine Melodien. Ist er zu beklagen?

[1722]

Günther von Freiberg.

Die Mode.

In Betreff der Roben ist nichts Neues zu erwähnen. Die feilförmig geschnittenen Röcke sind nur am unteren Rande weit, schließen sich dagegen oben, ohne Falte, der Figur dicht an.

Die kurze Robe nur für die Straßentoulette gestattet sind, während die toilette habille ausschließlich lange Roben mit Schleppe erheischt, wurde vielfach von uns erörtert. Wir bemerken nur, daß, während man im Frühjahr Jüpon und Robe gern von gleichem Stoffe und gleicher Farbe trug, später hinwieder grell von einander absteckende Farben bevorzugte, gegenwärtig für den Anzug zwei Schattirungen einer Farbe gewählt werden. So stellt man z. B. Violet und Rosa, Dunkel- und Hellblau, Dunkel- und Hellgrün, Maisgelb und Kastanienbraun zusammen.

Die langen Roben mit Schleppe garnirt man am unteren Rande gern mit dem volat empire, einem Volant, welcher an beiden Längenseiten in dicke Falten gelegt wird und sich besonders hübsch als Garnitur einfarbiger Seidenroben ausnimmt.

In den Confections herrscht noch immer die früher erwähnte Mannichfaltigkeit. Man sieht an denselben häufig den sogenannten mittelalterlichen Kermel, der — weit und offen — nicht ohne Anmuth ist.

Elegant ist ein Paletot von Sammetguipüre mit einem Futter von purpurrothem oder blauem Atlas. Diese „Sammetguipüre“ wird durch künstliches Ausschneiden des gewöhnlichen Sammets erzielt. Das so entstandene guipüreeähnliche Dessin hebt sich alsdann reliefartig von dem glänzenden Atlasfond ab. Doch so elegant dieser Paletostoff ist, ebenso unpraktisch auch ist er, weshalb er in Deutschland wenig Beifall finden dürfte.

Wenden wir uns nun zu den Hüten. Wir fürchten, daß diese selbst im Winter nicht größer getragen werden. Wenigstens haben die jetzigen neuen Modelle nicht an Größe gewonnen. Sie sind meist unbedeutende Variationen der Formen Lamhallo, Fanchon, Catalane und unterscheiden sich hauptsächlich durch Stoff und Garnitur von den Hüten der vergangenen Saison. Eine ganz neue Hutform hat die Jahreszeit indes gebracht, und zwar vor so kurzer Zeit, daß selbst ihr Name noch nicht bestimmt ist. Sie besteht in einer Art Toque, welche mehr an den Kopfsputz der Maria von Medicis, als an einen Hut des Jahres 1866 erinnert. Der Fond dieses Hutes ist länglich, bau-

benähnlich; die ringsum gleich breite Pässe ist sehr zierlich gebogen. Von Atlas und Sammet hergestellt, mit einer Sammetcarde an der einen Seite, nimmt sich dieser Hut sehr gut aus.

Neu ist auch die Verwendung der spanischen Mantilla auf dem Hute „Catalane“. Letzterer bildet bekanntlich ein längliches Viereck; man stellt ihn alsdann aus schwarzem, gefaltetem Tüll her und verzert ihn mit Zetperlen. Vorn an der linken Seite wird eine Blume angebracht, eine rothe Rose, falls man brünett, eine weiße, falls man blond ist. Als Innengarnitur ein einfaches, mit der Farbe der Blume übereinstimmendes Sammetbandeau. Ueber diesen Hut arrangirt man eine Mantille von schwarzer Spitze, welche vorn den Hut so weit überragt, daß sie als Schleier (loup) über das Gesicht fällt, hinten aber Hals und Schultern einhüllt und auf der Brust in zwei langen Enden durch eine Schleife oder eine Blume zusammengehalten wird. Dieser Hut, oder vielmehr dieser spanische Kopfsputz, wird im Winter ohne Zweifel sehr beliebt sein. Uebrigens kann die spanische Mantilla auch auf einem Fanchonhute zur Anwendung kommen, wenngleich sie ihrem Charakter nach weniger mit diesem übereinstimmt.

Beliebte Stoffe zu Hüten sind Sammet, peluche floconnée u. dgl. Neu und eigentümlich ist der sogenannte Maraboutfond. Dieser besteht in einem der Form des Hutes entsprechenden Theile weißen Crêpes, auf welchen man mittelst Gummi arabicum die einzelnen kleinen Daunen von Maraboutfedern befestigt hat, so daß das Ganze einen schneeeigen Daunenfond bildet. Ein busstiger, origineller Hutstoff, der jedoch keineswegs wegen Dauerhaftigkeit zu empfehlen ist. Theaterhüte werden aus leichtem Stoffe, wie Tüll, Guipüre u. dergl. arrangirt; sie erhalten meist eine farbige Unterlage. Ihre Bindebänder werden unterhalb des Chignons gebunden; sie sind oft sehr schmäl. Charapes von Tüll oder Spitze unter dem Kinn von einer Blume oder einer der Garnitur des Hutes entsprechenden Verzierung zusammengehalten, rahmen das Gesicht ein.

Ganz junge Mädchen werden noch immer Toques von Sammet mit Federgarnitur tragen.

Blumen verwendet man auch in dieser Jahreszeit mit Vorliebe zur Garnitur von Hüten, wir sehen sie jetzt oft in Begleitung von Perlen oder Diamantstaub.

Eine sehr beliebte Garnitur von Roben und Confections sind die Franzosen, oft auf das Seltensame verzert mit Halbmonden, mit Kugeln, am häufigsten mit Perlen. Letztere erhalten sich wunderbar lange in Sunst, ja, sie sind augenblicklich unentbehrlicher denn je, und man bedient sich ihrer zur Verzierung von Roben, Confections, Hüten, Schärpen, Schuhen, Bassenterien, Spitzen, beinahe eines jeden Artikels der Damentoulette.

Spitzen sind wieder viel getragen; Schärpen von schwarzer Spitze mit Perlenstickerei sind beliebt und nehmen sich auf farbigen Seiden- oder Musselinroben sehr gut aus.

Anstatt der Glümspitze herrscht jetzt wieder die Valenciennes. So wandelt die Mode, während sie fortzuschreiten scheint, das Neue in Altes, das Alte wiederum in Neues, wir wollen nicht fragen, ob aus Mangel an wirklich erfindertischem Geiste oder aus — ökonomischen Rücksichten.

[1726]

Veronika von G.

Offizielle Mittheilungen

des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Das Arbeits-Nachweisungsbüreau.

Unser Verein hat es sehr bald nach seiner Constitutionirung für eine naheliegende Pflicht gehalten, ein Institut zu errichten, durch welches er unmittelbar mit dem Publikum in Verbindung treten und seine praktische Wirksamkeit sofort beginnen könne. Dies geschah durch das am 1. April dieses Jahres gegründete Arbeits-Nachweisungsbüreau, welchem die Aufgabe des Vermittelns zwischen Arbeitssuchenden und Arbeitgebern gestellt ist. Dasselbe nimmt Gesuche von Damen an, welche in Familien oder Geschäften placirt zu sein wünschen, sowie Anerbietungen von Solchen, welche Stellen zu vergeben haben. Auf diese Weise wird allein stehenden Damen die oft so peinliche erste persönliche Vorstellung und Allen die nicht unbedeutenden Ausgaben des Annoncens in den Zeitungen erspart. Da der Verein gewissermaßen eine Verantwortlichkeit für die von ihm Empfoblenen hat, so ist es selbstredend, daß die Applicantinnen, welche ihre Namen in die Listen des Nachweisungsbüreaus eingetragen zu haben wünschen, Zeugnisse ihrer Befähigung oder persönliche Empfehlung beibringen müssen. Diese Beziehungen werden bei den Personalien der Arbeit- resp. Stelle suchenden genau notirt.

Seit dem Bestehen des Büreaus haben sich bei der Schriftführerin desselben 250 am Vereinsorte (Berlin) ansässige Damen persönlich und 27 außerhalb wohnende schriftlich um Arbeit oder Placements gemeldet. Neun Zehntel von dieser Anzahl gehören den sogenannten höheren und Mittelständen an, ein Zehntel sind Frauen oder Töchter von Handwerkern. Unter dieser Zahl von 277 befinden sich 83 verheiratete Frauen, von denen 42 noch im Ehestande leben; 32 sind verwitwet, 9 von ihnen Männern geschieden oder böswillig von ihnen verlassen.

Wenn wir die Register nach der Zahlenreihe durchgehen, so finden wir bei Weitem am meisten:

Näherinnen für gewöhnliche Handarbeit. Wir haben deren 46, zum größeren Theil dem Arbeiterstande angehörig. Nur einige Wenige unter ihnen nähren seine Leinwand und das schreibt sich wol einestheils daher, daß die feinere Näherei Hände verlangt, die nicht viel Anderes unternehmen dürfen, andertheils, weil diese mühsamste aller Arbeiten pecuniär sehr wenig lohnend ist.

Maschinennäherinnen sind im Nachweisungsbüreau im Laufe der letzten Monate mehr gesucht worden, als Handarbeiterinnen und sind verhältnismäßig viel schwerer zu finden. Die Maschinennäherei ist in Berlin größtentheils in den Händen von Damen des Mittel-, nicht des Arbeiterstandes, und es ist sehr zu wünschen, daß dieser Industriezweig, der in den letzten Jahren einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat, auch den ärmeren Frauen, die nicht im Stande sind, sich eine Maschine zu kaufen, zugänglich gemacht werde. Die Damen, welche sich durch Maschinennäherei einen Erwerb schaffen, besitzen häufig mehrere Maschinen und klagen über Mangel an Arbeiterinnen, so oft die Nachfrage nach Arbeit bedeutend ist. Diesem Uebelstande ist nicht leicht abzuhelfen, weil in den Maschinenfabriken nur diejenigen, welche eine Maschine sich anschafft, die Behandlung derselben erlernen kann. Der Anzahl nach folgt der Reihe der Näherinnen die

Tapissier- Arbeiterinnen. Dieser angenehmen aber wenig lucrativen Beschäftigung unterziehen sich meist Frauen und Mädchen der gebildeten Stände und zwar gewöhnlich diejenigen, welche nicht von ihrer Hände Arbeit zu leben brauchen, sondern sich einen kleinen Verdienst als Taschen- oder Garbobe-

gelf schaffen wollen. Die dritte Stelle in der Reihe der Handarbeiterinnen nehmen

die Weiß- und Nämestickerinnen ein. Diese Arbeit ist einträglicher als die beiden bereits erwähnten Zweige. Sie wird, nach den Erfahrungen des Nachweisungsbüreaus, häufiger von jungen Mädchen als von Frauen versehen und entweder in größeren Ateliers auf Wochenlohn angefertigt oder durch Wäsche-geschäfte vermittelt. Aus diesem Grunde ist es dem Büreau schwer, den Weißstickerinnen Arbeit zu verschaffen, doch sind einige, welche schöne Probearbeiten vorgezeigt haben, damit an die Commission des „Victoria-Bazar“ gewiesen worden. Dort wurden die Arbeiten angenommen und mitunter günstig verkauft.

Häkel- und Strickarbeiterinnen sind in Berlin nur selten ohne Beschäftigung, da derartige Arbeiten in großartigem Maßstabe für Exportgeschäfte verfertigt werden. Frauen und Mädchen der unteren Stände, schon Kinder von 9 Jahren an, beschäftigen sich mit dem Stricken und Häkeln von wollenen Gegenständen. Während der harten Kriegsmo-nate hatten sich Einige für solche Arbeit auf dem Büreau gemeldet, doch sobald die Fabriken wieder lebhafter gingen, war auf diesem Gebiete keine Nachfrage mehr.

Schneiderinnen und Putzmacherinnen, welche in ihrem Fache erfahren sind, haben gewöhnlich nur während der stillen Saison wenig Arbeit. Die Anzahl der in den Listen des Büreaus stehenden ist keine sehr große.

Das Fach der Lehrerinnen oder Gouvernanten wählen bis heute fast ausnahmslos die Töchter aus Familien der höheren und gebildeten Mittelstände, welche genöthigt sind, sich selbstständig eine Existenz zu schaffen. Sie geben Privatstunden oder suchen Stellen in Instituten oder als Erzieherinnen. Aber der Bewerberinnen um eine vacante Stelle sind viele und Privatstunden bieten in einer großen Stadt, wo die Concurrenz sehr bedeutend ist, selten ein hinreichendes Auskommen. Die Listen des Nachweisungsbüreaus zeigen 21 geprüfte Lehrerinnen, meist Töchter aus dem Beamtenthum, einige aus dem Officierstande. Die Zahl ist verhältnismäßig sehr groß und wenn wir noch 15 andere Damen dazu rechnen, welche gern Uebesetzungen aus den neueren Sprachen, Copir- und andere schriftliche Arbeiten übernehmen möchten und nicht finden können, so ist der Gedanke sehr natürlich und die Forderung sehr gerecht, daß auch nach dieser Richtung, d. h. für die Beschäftigung, resp. den Erwerb durch den Kopf und die Feder dem weiblichen Geschlechte neue Erwerbszweige zugänglich gemacht werden müssen.

Stellen als Frauen oder zur Stille der Hausfrau suchen gewöhnlich junge Mädchen von 18—24 Jahren. Die Listen des Büreaus weisen deren 30 nach. Diese jungen Mädchen haben durchschnittlich die mittleren, zuweilen auch die höheren Töchter-schulen besucht, verstehen etwas Clavier- und Elementarunterricht zu geben und nehmen sehr häufig nur Stellen an, um einmal eine Zeitlang unter anderen Verhältnissen als im väterlichen Hause zu leben.

Wirthschafterinnen, welche einen Haushalt selbstständig leiten, sowie Damen, welche die Hausfrau repräsentiren können, finden wir in unseren Listen 14 aus den verschiedensten Ständen. Derartige Stellungen lassen ja auch sehr verschiedene Bildungsgrade zu. Damen, welche nur als

Gesellschafterinnen functioniren wollen, sind meist nicht mehr dem jugendlichen Alter angehörig. Sie haben gewöhnlich in den höheren Ständen gelebt und besitzen auch die Bildung der höheren Stände, d. h. sie verstehen Alles, was in der

Gesellschaft gefordert wird, selten aber eine Beschäftigung aus-reichend, um sie anders als zum Vergnügen verwerthen zu können.

Vier Malerinnen, welche in dieser Kunst, sowie im Zeichen Unterricht ertheilen, stehen in den Listen des Büreaus verzeichnet, von deren Kunstfertigkeit der Bazar des Vereins aner-kennenswerthe Beweise aufzeigen kann.

Die berühmten Musikschulen Berlins, welche jährlich so manche junge Virtuostin nach bestandener Prüfung entlassen, haben auch uns ihr Contingent geliefert. Wir sind im Stande

Sechs Musiklehrerinnen nachzuweisen, von denen einige schon längere Zeit mit gutem Erfolge unterrichten und günstige Zeugnisse über ihre Wirksamkeit besitzen.

Vierzehn Verkäuferinnen, sowie neun Damen für Cassengeschäfte und Buchführung, die sämmtlich schon conditionirt haben, ließen ihre Namen in die Register des Nach-weisungsbüreaus eintragen.

Die Geschäftswelt in Berlin hat bis jetzt der Thätigkeit der Frauen nur ein sehr kleines Feld eingeräumt. Es ist dies um so mehr zu verwundern, da die bedeutendsten Detailgeschäfte, wie Weißwaaren- und Manufacturgeschäfte fast ausschließlich von Damen besucht werden und die dort verkauften Gegenstände sich auch besser für Damenhände und Dameninteresse eignen. Möch-ten doch die Inhaber solcher Magazine, die alles, was aus den eleganten Läden von Paris hervorgeht, als müßiggelbig aufneh-men, auch den Pariser Gebrauch, die Läden und Kassengeschäfte beim Detailverkauf von Frauenhand besorgen zu lassen, an-nehmen!

Durch das Nachweisungsbüreau haben Stellen, resp. dau-ernde Arbeit erhalten: 3 Wirthschafterinnen, 1 Gouvernante, 1 Malerin, 2 Maschinennäherinnen, 1 Putzarbeiterin, 1 Feder-arbeiterin.

Vorübergehende Beschäftigung erhielten: 2 Malerinnen, 1 Clavierlehrerin, 1 Notenschreiberin, 1 Copistin, 4 Strickerinnen, 1 Putzarbeiterin, 3 Ausbesserinnen, 7 Maschinennäherinnen.

Während der Kriegszeit ist es durch die Lazaretharbeiten, welche der Vereinsbazar hat anfertigen lassen, sowie durch die An-fertigung einer bedeutenden Lieferung von Militärhemden er-möglicht worden, zeitweise sämmtlichen bedürftigen Näherinnen Beschäftigung zu geben.

Wenn wir die Zahl derer, welche Beschäftigung bieten, mit der Zahl derer vergleichen, welche Beschäftigung suchen, so ersehen wir daraus, daß von Seiten des Nachweisungsbüreaus bei dem rechtlichen Willen bis jetzt noch nicht viel hat geschehen können. Auswärtige Gesuche konnten noch gar nicht berücksichtigt werden, weil Nachfragen von außerhalb uns noch nicht geworden sind, und jeder Nachfrage, die in Berlin an das Büreau gestellt wird, auch durch unsere hiesigen Bewerberinnen zunächst Genüge geleistet werden kann und muß. Wir hoffen aber, daß mit der täglich größ-fer werdenden Ausbreitung des Vereins es recht bald ermöglicht werde, einer weit größeren Anzahl von alleinlebenden Damen behilflich zu sein. Gern ergreifen wir die Gelegenheit, durch dies vielgelesene Blatt der Damenwelt die gute Sache des Vereins wiederholt warm ans Herz zu legen und die Bitte auszusprechen, daß diejenigen, welche Beschäftigung oder Stelle n zu vergeben haben, sich an das Arbeits-nachweisungs-Büreau wenden oder als Mitglied dem Vereine beitreten mögen. Jeder einzelne Stein fördert unser Gebäude, welches, wenn es sich auch nur langsam der Vollendung nähern kann, doch schon jetzt mancher Hilfesuchenden Schutz und Obdach gewährt hat und auch fernerhin gewähren wird.

[1709]

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Unterkleid von pensée Kaschmir, mit einem gleichfarbigen Cottonsilk-Streifen eingerandet. Kurzes Ueberkleid von grauem Wollentoff, am unteren Rande in Spitze, mit Cottonsilk eingefasste Zaden ausgeschnitten und reich mit Verschnürung von pensée Seidenlitze ausgestattet. An der linken Seite des Rockes setzen sich Verschnürung und Zaden, letztere hier jedoch nur durch die Einfassung imitirt, bis zur Taille fort. Ähnlich garnirter Paletot vom Stoff des Ueberkleides, Hütchen von weißem Peluche floconnée mit pensée Garnitur.

Fig. 2. Kurzes Kleid nebst Paletot von blauem Taffet; beide sind am unteren Rande in Bogen ausgeschnitten und dasselbst mit blauen Seidenfranzen umgeben, die weitere Garnitur besteht aus Figuren von blauem Sammet, blauen Rosetten, Grelots und Knöpfen von Bassamenterie. Hüpon mit breitem Bolant von grauem Taffet. Hut von blauem Sammet mit Federbesatz und weißen Rosen.

Fig. 3. Keitrobe von schwarzem Grosgrain mit Garnitur von schwarzem Sammet, Chantillyspitzen und Posamentierknöpfen. Die unterhalb der kleineren Knöpfe ersichtlichen Knopflöcher sind durch angenähte Seidenlitze imitirt. Auf dem Paletot von schwarzem Sammet wiederholt sich das Garnitur-Arrangement des Kleides, doch sind hier statt der Sammetstreifen, Streifen von Grosgrain angebracht, auch schließt jede Zade des Paletots mit einer Quaste ab. Hütchen von schwarzem Sammet mit weißen Spitzen, weißen Rosen und weißen Bindebändern.

[14,770]

R.

Dreifüßige Charade.

Die ersten sind ein Aelternpaar
Von gleichem Stand und Alter,
Es wohnt bei dir und bei dem Aar,
Dem Löwen und dem Falter;
Es gehet nie aus seinem Haus
Es sendet nur sein Kind hinaus
Die dritte von den Siben.

Und dieses Kind im raschen Lauf
Gilt über Thal und Hügel,
Fliegt blitzschnell zum Himmel auf,
Und doch trägt es kein Flügel.
Was es erpäht auf seinem Flug
Das plaudert es, ohn' Rug und Trug
Den Aeltern aus in Eile.

Das ganze ist dein Eigenthum
Doch ist dir's bald zerronnen! —
Leicht ist erlangt des Rathens Ruhm,
Das Wort im Nu gewonnen;
Erkennst du's nicht im Augenblick,
Verzichte auf der Lösung Glück,
Sie bleibet dir verborgen.

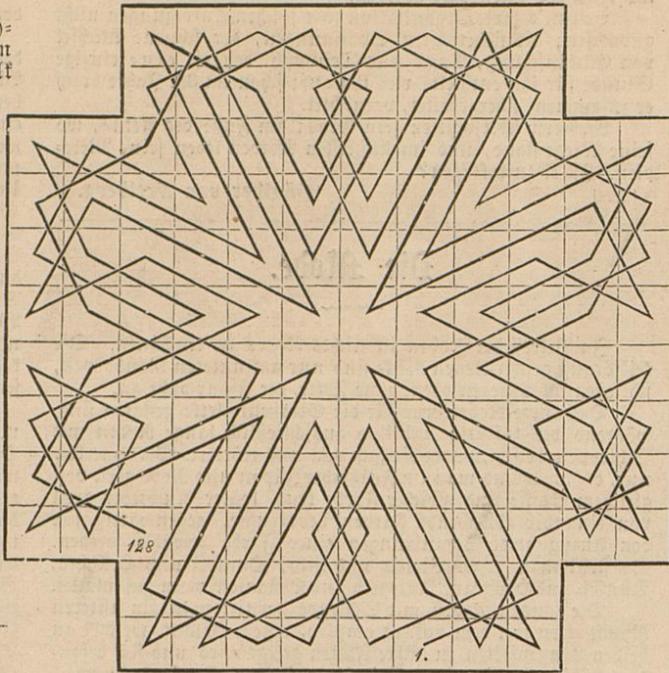
[1728]

P. Eblak.

Auflösung der Homonyme Seite 360.

„Schimmel.“

Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 360.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 360.

Weg ist die Welt — ja du hast recht,
Sie ist von Grund aus falsch und schlecht!
D, welch ein lächelnd Angesicht,
Das uns das Liebste nur verspricht!

Wann war sie je der Armuth hold?
Sie ist verkauft an Macht und Gold!
Wann lindert sie des Dulders Schmerz?
Nein, wer das Glück hat, hat ihr Herz.

O Welt, wer deiner Günst vertraut,
Der hat auf Sand sein Haus gebaut!
Es glänzt nur hell im Sonnenschein —
Beim ersten Windstoß fällt es ein!

Wohl hat er recht, der zornentflammt
Die treuergeliebte Welt verdammt —
Nur Eins, o Freund, bedenk' auch hier:
Wir selber sind ein Theil von ihr!

[1706]

Hermann Kletke.

Correspondenz.

Fr. A. B. D. auf S. Wie Sie und andere unserer Leserinnen glauben, äußere Soda (kohlensaures Natron) eine nachtheilige chemische Wirkung auf Wäsche; dem ist indes nicht so. Wenn sich ein schädlicher Einfluß bei Anwendung der Soda bemerkbar macht, so rührt dies daher, daß die Wäsche nicht gehörig durch Spülen von der Soda befreit worden, diese krystallisiert beim Trocknen der Wäsche und ihre Krystalle zerreißen und lockern mechanisch die Fafer. Dasselbe kann auch geschehen, wenn Theile der Wäsche, welche beim Kochen mit Soda über die Flüssigkeit herausragen, austrock-

nen; durch Haarröhrenkraft concentrirt sich dort die Soda und krystallisiert. Bei der Anwendung von Pottasche (kohlensaures Kali) wird die Wäsche niemals leiden, nicht etwa, weil deren Auflösung weniger „scharf“ wäre, sondern weil der Pottasche das Bestreben der Soda zu „krystallisiren“ abgeht. [1628]

Fr. Kr.....e in B. Baden Sie den Kanarienvogel öfter in lauwarmem Wasser, dem etwas Infantenpulverinctur zugesetzt wurde. Vor Parasiten schützt hauptsächlich das mit größter Sorgfalt reingehaltene Vogelbauer; sie desinfectiren es durch Abwaschen mit warmem Seifenwasser und schütten auf seinen Boden erst eine dünne Lage Asche, dann darüber eine Lage Sand. [1628]

Fr. S. G. Wenn die Haut durch Eau de Javelle spröde werden sollte, so halten Sie dieselbe durch öfteres Einreiben mit Goldcream geschmeidig. Ein anderes Mittel gegen Sommerprossen, welches Ihrer Haut vielleicht zuträglich ist, wurde im Bazar 1866 Seite 120 mitgetheilt. [1628]

Fr. A. B. in L. Weiße Lederhandschuhe schrumpfen durch Behandeln mit heißem Wasser zwar zusammen, werden also enger, erhalten dadurch aber eine gelbliche Farbe (hellfarbige werden fleckig), nur tiefpunkte oder schwarze Handschuhe würde man auf diese Weise, ohne sie unbrauchbar zu machen, verengen können. Lassen Sie die zu weiten weißen Handschuhe heiß schwarz färben. — Weiße Glacehandschuhe lassen sich, wie bekannt, am einfachsten mit Benzin waschen. Die zusammengeballten Handschuhe drückt man in einen kleinen Tassenkoff, gießt soviel Stunden auf dieselben, als das Leder aufzusaugen vermag, läßt sie einige Stunden stehen, drückt alles Benzin aus den Handschuhen und reibt sie mit Waite völlig trocken und rein. An freie Luft gehängt, verlieren sie bald den Benzingeruch. — Ein Mittel gegen Sommerprossen ist Seite 72 des Bazar 1866 unter M. A. in L. mitgetheilt worden; sollten Sie eine zum Aufspringen geneigte Haut besitzen, so bedienen Sie sich nebenbei des Goldcreams als Einreibung vor dem Schlafengehen. [1628]

Fr. M. K. in D. Da Sie das Sammetkleidchen voraussichtlich für die Winterzeit Ihrer Kleinen bestimmt haben, so raten wir Ihnen, dasselbe in Keilform zu fertigen und es mit schmalen Bilstreifen etwa von „petigris“ oder „Web“ zu garniren. Ein Bilstreifen läuft der vorderen Mitte entlang und fest sich um den unteren Rand desselben fort, während zwei andere, etwas schmalere den unteren Rand der Ärmel umgeben.

Fr. S. J. in S. Um ein Soutache oder Stickerdessin leicht und schnell vom Modellbogen auf den Stoff zu übertragen, ist bei allen glatten Stoffen, als Seidenzeug, wollenen Kleiderstoffen, selbst feinem Tuch, sowie bei Wall, Batist u. s. w. die Anwendung des Copirpapiers zu empfehlen. Man legt dieses Papier, welches in größeren Papierbandlungen (in Berlin bei J. C. Heyl, Charlottenstr. 66) in verschiedenen Farben vorrätzig ist, zwischen Stoff und Dessin, und zwar derartig, daß die mit Farbe beschriebene Seite des Copirpapiers auf dem Stoff, das Dessin hingegen oben liegt. Hierauf zieht man alle Linien des Dessins mit einem spitzen Bleistift, einer Stricknadel oder dergl. fest, doch mit Vorsicht nach, damit sich das Dessin abdrückt, das Papier insofern nicht beschädigt wird.

Fr. W. v. S. Diese Art Strickarbeit ist uns unbekannt. Eine Abonnentin in ... wird den gewünschten Schnitt in einer der nächsten Nummern finden; gewiß ist die Spitze Glanz eine Garnitur, welche auf jeder Confection mit Erfolg angebracht werden kann.

Kritische Correspondenz. Fr. A. v. S. Wien. Das historische Lustspiel „Bitt und For“ von Rudolf Gottschall, welches Sie auf der Burg gesehen, ist jetzt auch im Buchhandel (Leipzig bei Brockhaus) erschienen. Die erste Serie der „dramatischen Werke von R. Gottschall“ enthält, außer dem genannten, die folgenden geschichtlichen Dramen: Maseppa, die Diplomaten, der Nabob, Katharina Howard und Karl XII. Diese Stücke haben fast sämmtlich die Hande über die deutschen Bühnen gemacht, und man wird sie darum allgemein mit hohem Interesse lesen. — Fr. S. G. in G. Soll benutzt werden. — G. v. L. in R. Ihr Wunsch wird sehr schwer zu erfüllen sein, da sich eine solche Unterweisung auf schriftlichem Wege nicht wohl ertheilen läßt. — Das Geschwisterpaar v. S. F. im Walde. Erhalten. — M. S. in S. b. L. „Dichtergelüste“ von G. Polto. — Gertrud in Berl. Ganz hübsch empfunden und erfunden, doch für den Druck noch recht geeignet. „Kaum 17 Jahre“ — Sie wissen, mein Fräulein, daß das ein Fehler ist, den man lieber — alle Tage mehr ablegt. — **Daniger Abonnentin des Bazar.** Wir raten Ihnen entschieden zu „Meber, Neues Conversationslexikon“, 2. Aufl. Sie erhalten es in jeder Buchhandlung. — Folgende Musikalien haben wir als unbrauchbar zurückgelegt: G. L. in Kr. (Mecklenburg), G. K., M. B. in G., F. K.; desgleichen folgende poetische Zusendungen: Coco v. K. in J., B. L. in S., F. K. in K. — F. G. in D. Sie senden uns allerlei Sentenzen, die in kleinen Kreisen vorgetragen, gewiß recht gefallen mögen; aber das genügt nicht; wer zu einer Versammlung von Hunderttausenden sprechen will, der muß ihnen nicht nur etwas Hübsches, sondern auch etwas Neues zu sagen haben. — Richtige Lösungen von Ph. L. in D., M. K. in Cobl., W. G. Mecklenburg. (Wegen des Lustspiels wenden Sie sich besser an die Theaterbuchhandlung von Bloch in Berlin.)

Abgelehnte Manuscripte werden nicht zurückgeschickt.

